Richelieu.

Eine
Erzählung aus der französischen Geschichte

von

G. P. R. James.

Aus dem Englischen.

Viertes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1840.

Zwanzigstes Kapitel.

Der schwere Wagen rollte nur mühsam vorwärts, und der bekümmerten Pauline schien die Zeit zu einem unerträglichen Grade von Länge sich auszudehnen. Bei Anbruch der Nacht hielt sie jedes kleine Städtchen für Paris, und erst die Bemerkung des Fräuleins von Hauteford, daß sie wohl genöthigt seyn würden, in Ecouen zu übernachten, war im Stande, sie in dieser Beziehung völlig zu enttäuschen.

Diese ihre Gefährtin gewährte Paulinen nur geringen Trost in ihren Bekümmernissen. Fräulein von Hautefort hatte wenig Wärme des Gemüths, wenig natürliche Herzensgüte, und dieß waren doch die einzigen Eigenschaften, mit denen man an Paulinens gegenwärtigem Seelenzustande Theil nehmen konnte.

Allerdings hatte Fräulein von Hauteford die leidenschaftliche Neigung des Königs siegreich bekämpft, aber dieser Sieg über ihr eigenes Herz hatte auch alle sanfteren Gefühle in demselben vertilgt. Sie huldigte nun dem strengen Grundsatz der Pflicht, der gleich der

Hauptfeder eines Uhrwerks ihre ganze Handlungsweise bedingte, und so war ihre Thätigkeit ohne Energie, ihr makelloser Wandel ohne Empfindung.

Im gegenwärtigen Augenblicke betrachtete sie die Aufgabe Paulinens als etwas Unerläßliches, was keinem Zweifel, keinem Anstand Raum geben konnte. Sie sprach mit Ruhe von den Schwierigkeiten und Gefahren, und wie man diese am Besten zu beseitigen vermöge, dabei wurde aber der Angst des jungen, unerfahrenen Mädchens nicht das geringste Trostwort zu Theil. Und doch wäre ein solches hier so wohl angewendet gewesen, wo es sich um ein kühnes, gefährliches Wagestück handelte, bei welchem neben dem eigenen Lebensglück Paulinens auch das Leben und Glück Anderer auf dem Spiele stand. Die gleichgültige Kälte, womit sich Fräulein von Hauteford über Gefahren und Hindernisse verbreitete, war nicht geeignet, Paulinen Muth einzuflößen; diese ließ daher das Gespräch bald fallen, und überlegte bei sich selbst das Für und Wider der ganzen Unternehmung. Kein Wunder, wenn ihr Herz oftmals darüber laut vor Hoffnung schlug, während es gleich darauf bei dem Gedanken des Mißlingens zu vergehen drohte.

So kamen denn unsere Reisenden schweigend in Ecouen an, wo sie die Nacht zu bleiben genöthigt waren. Sie brachen aber am andern Morgen sehr früh auf, und erreichten in kurzer Zeit Paris. Hier stiegen sie im Hotel der Marquise von Senecy ab, obgleich diese Dame damals auf einer Reise in einen

entfernten Theil des Landes begriffen war. Allein Fräulein von Hauteford kannte die zurückgebliebene Dienerschaft des Hauses, und nahm nicht den geringsten Anstand, im Dienste der Königin, selbst bei der Abwesenheit der Herrschaft, hier ihre Wohnung aufzuschlagen.

Zu Ecouen hatte Pauline die Kleider Luisens angezogen, und so ward sie denn im Hotel Senecy allgemein für das Kammermädchen des Fräuleins von Hauteford gehalten. Es war dieß ganz nach ihrem Wunsch, und nicht wenig vergnügt über den ersten glücklichen Erfolg ihrer Verkleidung affektirte sie den Ton eines Landmädchens, und erwiederte die Vertraulichkeit der Dienerschaft auf dieselbe Weise.

Ein alter, vertrauter Diener der Königin war der einzige männliche Begleiter, welcher ihnen nach Paris gefolgt war. Dieser nahm sich möglichst in Acht, den andern hinsichtlich des Fräuleins von Beaumont die Augen zu öffnen, obgleich er mehr als einmal nahe daran war, durch sein Lächeln über die angenommenen Manieren Paulinens das Geheimniß zu verrathen. Indessen dauerte diese Aufgabe nicht lange, Paulinen ließ die Angst nicht zu, müssig zu bleiben, sie drang daher in ihre Begleiterin, den Gang nach der Bastille möglichst zu beschleunigen. Wir können auch wirklich diese Eile unserer Heldin nur billigen, denn sie fühlte ihren Muth mit jedem Augenblick tiefer herabsinken, und besorgte daher nicht ohne Grund, er könnte ihr

zuletzt gänzlich ausgehen, und sie möchte zu Bestehung des Abenteuers unfähig werden.

Fräulein von Hauteford, durch ihre genaue Kenntniß der Stadt zur Rolle der Führerin vollkommen geeignet, war zur alsbaldigen Vornahme der Expedition bereit. Da eine Maske sich zu Paulinens Verkleidung als Kammermädchen nicht eignete, so suchte diese das Gesicht hinter eine breite Regenkappe von braunem Taffent zu verstecken, was ihr aber nicht gänzlich gelang. Dann folgte sie dem Ehrenfräulein auf die Straße und einen Augenblick nachher fand sie sich mitten im Getümmel und Gewühl der heitern Hauptstadt.

Unserer armen Heldin vergingen in dem wilden Haufen fast die Sinne, aber Fräulein von Hauteford, die sich an ihren Arm lehnte, zog sie bis zur Straße St. Antoine mit sich fort, und hielt erst der Kirche St. Gervais gegenüber, oder vielmehr bei der engen, schmutzigen Gasse, die zu jener führt, an.

Hier zeigte sie Paulinen den geraden Weg zur Bastille, und fügte bei, daß sie ihre Rückkehr in der Kirche abwarten wolle unter fortwährenden Gebeten für einen guten Erfolg.

Das prachtvolle Peristyl der Kirche, welches der berühmte de Brosse für das Vollendetste seiner Werke erklärt haben soll, — wobei er aber gleich dem Gesetzgeber Solon hinzufügte, daß es keineswegs an sich das Vollkommenste sey, sondern nur in Berücksichtigung des alten gothischen Gebäudes, das er verschönern sollte — war damals im ersten Glanze der Neuheit,

und bot unter den vielen düstern, rauchigen Häusern Paulinen einen in die Augen fallenden Wegweiser, der sie nicht irre führen konnte. Sie faßte es daher vor dem Fortgehen noch einmal scharf ins Auge und eilte dann der Bastille zu.

Ganz unbekannt mit Paris und allem, was es enthielt, jung, schön, furchtsam, in ein Unternehmen voll Gefahr und Schwierigkeit verwickelt, und in einer ihr völlig ungewohnten Kleidung, schrack Pauline vor jedem Blicke der unzähligen fremden Gesichter zurück. Jedes Auge, das durch ihr liebliches Wesen oder durch ihre ängstliche Eile angezogen, mit mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit sie fixirte, konnte nach ihrer Meinung ihr Innerstes durchdringen und das mit so vielen Sorgen bewahrte Geheimniß lesen.

Zuletzt fiel ihr eine Gruppe fester Thürme auf. Ihre schweren Steinmauern boten dem Auge keinen Ruhepunkt, als den welchen hie und da die Schießscharten gewährten, aus deren Oeffnung die drohenden Mündungen großer Kanonen hervorsahen. Um das düstere Gebäude zog sich ein breiter Wassergraben, der jede Annäherung auf einen einzigen Punkt beschränkte, und an diesem gewährte eine in zwei ungeheuren Ketten hängende Zugbrücke Zugang zu dem äußern Hofe. Aber auch hier waren viele Vorsichtsmaßregeln getroffen, um Jeden abzuhalten, der nicht in freundlichen Absichten kam. Denn das die Brücke gegen innen abschließende Thor war neben den gewaltigen Thüren und Riegeln

auch noch mit zwei Seitenthürmen flankirt, deren Artillerie den ganzen Zugang völlig beherrschte.

Pauline hatte von gelegenheitlichen Gästen auf ihrem väterlichen Schlosse in Languedoc manche detaillirte Beschreibung der Bastille und ihrer Schrecken mitangehört, aber so schauerlich das Bild ihrer Phantasie seyn mochte, blieb es doch hinter dem unbeschreiblich düstern Eindruck des Originals zurück. Auch steigerte es wirklich ihre Furcht zu einem solchen Grad, daß sie beim ersten Anblick im Begriff war umzukehren und zu entfliehen. Doch richtete die Ueberlegung eines Augenblicks ihren Muth einigermaßen wieder auf.

„Claude von Blénau," sagte sie zu sich, „ist in diesen Wällen eingemauert, und ich sollte zurückschrecken, wenn vielleicht sein Leben an meinem Auftrage hängt?" Dieser Gedanke reichte hin, ihre Entschlossenheit neu zu beleben; sie ging schnell über die Zugbrücke und durch das sogenannte Gitter. Aber hier setzte sich dem weiteren Vordringen eine schwere, mit eisernen Kanten und Nägeln beschlagene Thür entgegen, die selbst den sinnreichen Erfindungen alter und neuer Tage, mit der Außenwelt zu kommunizieren, nicht die geringste Gelegenheit darbot. Da war kein Horn, wie in den Tagen der Ritterzeit, und wäre auch eines da gewesen, Pauline hätte es nicht blasen können. Aber noch schlimmer, es war nicht einmal eine Glocke oder ein Klopfer da, und das Thor, weit entfernt, die Pforten des Pluto nachzuahmen, die Tag und Nacht offen standen obwohl es mit ihnen in anderer Beziehung viel Aehnliches

haben mochte, schien entschieden fest geschlossen. Mit schwankenden Knieen und zitternden Händen versuchte Pauline einige Zeit sich Zutritt zu verschaffen, aber umsonst. Das Thor widerstand ihren schwachen Bemühungen, ihre Stimme war kaum hörbar, und über dem vergeblichen Abmühen und kaum ihrer Handlungen sich bewußt, brach sie endlich in eine Fluth von Thränen aus.

Auf der andern Seite des Grabens, ungefähr hundert Ellen von Paulinens Standort entfernt, das eine Ende mit der Straße St. Antoine bildend, von welcher aus betrachtet es einer Warze nicht unähnlich sah, stand ein schmales, zweistockiges Häuschen. An seiner Vorderseite befand sich ein ungeheures Brett mit einer in die Augen fallenden Devise. Sie stellte einen ungeheuren wilden Eber dar, der mit unter dem Kinn zusammengebundener Serviette an der wohl besetzten Tafel sitzt, und es sich trefflich schmecken zu lassen scheint. Darunter stand in Charakteren von ungeheurer Größe, die auch dem Eilfertigsten nicht entgehen konnten, geschrieben: „Zum feinschmeckenden Eber," und dann folgte noch eine weitere Inschrift, welche besagte, daß Jacques Chatpilleur (Katzenmauser) früher Marketender bei der Armee von Perpignan, gegenwärtig Traiteur und Garkoch, den Hungrigen Speise und den Durstigen zu trinken gebe zu allen Stunden des Tags und der Nacht.

Man kann sich leicht vorstellen, daß ein solcher Mann mit einem mildherzigen Gemüth gesegnet seyn

mußte, und es schickte sich glücklicher Weise, daß er gerade unter seiner Hausthüre stand. Eine weitere Schickung war es, daß sein Herz über dem glücklichen Umstand, das Mittagessen des Grafen von Blénau liefern zu dürfen, in Wohlwollen gegen seine Nebenmenschen überfloß. Der kleine Mann sah nun Paulinens vergebliche Bemühungen mit an.

Sein Herz fühlte sich gerührt, er sprang über die Zugbrücke, und war im Augenblick an ihrer Seite. „Was sucht Ihr, charmantes Frauenzimmerchen?" fragte er mit tiefem Bückling, und als er ihre Thränen sah, fügte er bei: „Armes Kind, weint nicht. Wollt Ihr hinein?"

„Ja," sagte Pauline, „aber sie hören mich nicht."

„Da sind Viele drinnen, welche heraus möchten, und man hört sie ebensowenig," meinte der Andere, „aber mich sollen sie jedenfalls hören." Damit zog er sein Messer und schwangs in der Luft herum, daß Pauline zurückfuhr, und dann schlug er mit dem Hefte so kräftig ans Thor, daß der ganze Platz von den Streichen echocte. Unmittelbar darauf öffnete sich ein kleines Pförtchen, und der Kopf eines mürrischen Portiers kam zum Vorschein.

„Der Holzhauer Philipp! Philipp, der Holzhauer!" meinte dieser, als er Paulinens Frage vernommen, „Wer soll denn Der seyn? Wir haben hier nichts mit Holzhauern zu thun. Ah! nun erinnere ich mich seiner, wahrscheinlich werden wir noch alle Satzungen und Vorschriften seinetwegen brechen müssen. Aber ich werde

Herrn Chavigny oder wer sonst den Befehl gab, sagen, daß ich für Niemand den Schlüssel umdrehe, außer zu rechter Zeit. Und so könnt Ihr ihn jetzt nicht sehen, junges Weibsbild; jetzt nicht."

„Ist dieß denn nicht die rechte Zeit?" fragte Pauline. „Ich glaubte gerade Mittag würde die passendste Stunde seyn."

„Nein!" antwortete der Pförtner; „ich sage Euch nein, hübsches Kind; es ist jetzt Essenszeit und Ihr müßt hernach kommen."

„Wann kann ich denn kommen, Herr?" fragte Pauline, „denn ich bin weit hergekommen, ihn zu sehen."

„Nun, dann müßt Ihr ausruhen," sagte der Andere, „und dann wird's das Beste seyn, Ihr wartet bis Abend. Kommt um sieben und Ihr sollt ihn sehen."

„Ist's denn nicht möglich, ihn bälder zu sehen?" fragte unsere Heldin, über den Verzug erschrocken.

„Nein, nein, nein," brummte der Portier, und schloß die Thüre zu; aber nach augenblicklichem Bedenken rief er ihr nach: „Wen soll ich ihm nennen, wenn ich ihn sehe?"

Pauline war auf eine Antwort nicht vorbereitet, aber die Noth des Augenblicks gab ihr die Antwort ein: „Seine Tochter." Sie verließ sich dabei, da zwischen Blénau und Philipp doch ein gewisses Einverständniß bestehen mußte, auf des Holzhauers guten Verstand, welcher ihn hindern würde, sein Erstaunen zu äußern, mochte er nun eine Tochter haben oder nicht.

Während der Unterredung war auch der Garkoch geblieben, welcher wegen dieser Abweisung mit Paulinen wirklich Mitleid fühlte.

„Armes Kind," sagte er, als das Pförtchen sich schloß, „es thut mir leid, daß man Euch so behandelt, aber in diesen Gefängnissen geht es freilich sehr roh her. Guter Gott! Ihr seht sehr blaß. Kommt hier in mein kleines Nest, und nehmt etwas Suppe zu Euch, und ruht aus bis die Zeit vorübergegangen."

Pauline dankte ihm für sein Anerbieten, schlug es aber natürlich aus, indem sie sich damit entschuldigte, daß sie einen Freuud besuchen müsse, der auf sie warte. Sie nahm sofort Abschied von dem guten Garkoch, der an ihrem Kummer vollen Theil nahm und über ihr artiges Benehmen ganz bezaubert war.

„Die Arme!" sagte er, indem er zu seinem Häuschen zurückging, „sie sieht einem Frauenzimmer von Stand ähnlich. Dahinter steckt, wenn ich mich nicht ganz täusche, etwas Besonderes."

Inzwischen kehrte Pauline zur Kirche St. Gervais zurück, wo sie Fräulein von Hauteford in der Kapelle des heiligen Dionysius noch immer auf den Knieen fand. Ihr Bericht veranlaßte jene nur zu wenig Bemerkungen, unter denen wohl die wichtigste war, daß sieben eine ungeschickte Stunde sey, weil es alsdann Nacht zu werden beginne. Allein Paulinen war gerade die Nacht lieber als der Tag, wo ihre Angst jedem Vorübergehenden auffallen mußte, und sie gratulirte

sich dazu, daß die Finsterniß ihre Gemüthsbewegung mit dem Schleier der Dunkelheit bedecken werde.

Ich folge den beiden Fräulein nicht durch die übrigen Stunden des Tags. Es genüge an der Bemerkung, daß Fräulein von Hauteford ihre Vorbereitungen zu ihrer Abreise in die Verbannung traf, während Pauline in Angst und Bangigkeit die Stunde abwartete, wo sie ihren Besuch in der Bastille erneuern sollte.

Sobald der lange Zeiger auf dem Zifferblatt die römische XI, der kurze die VII berührte, machten sich die Damen wieder auf den Weg, ganz im nämlichen Aufzuge, wie am Morgen, nur mit dem Unterschied, daß ihnen dießmal der alte Diener der Königin, wohl bewaffnet mit Degen und Pistolen, in einiger Entfernung folgte.

Es war nun ganz finster und das Gedränge auf den Straßen hatte sich bedeutend gelegt. Pauline war ruhiger, außer wenn die Fackelträger der lustigen Welt, ihren Herrschaften ins Theater oder zu einer Abendgesellschaft leuchtend, ihr die Fackeln unters Gesicht hielten. Bei der Kirche St. Germain ließ sie das Fräulein von Hauteford mit dem Diener zurück, und legte nun, mit dem Wege wohl bekannt, die übrige Strecke bis zur Bastille schnell zurück. Hier passirte sie, ohne ihrer Entschlossenheit einen Augenblick Zeit zum Wanken zu lassen, die Zugbrücke, und trat durch das äußere Thor, welches gerade offen war. Vor ihr stand der Portier, der Abendkühle genießend, die durch das offene

Thor in den Hof drang. Seine Hand ruhte auf dem Thorschloß, und kaum war Pauline drinnen, so warf er es zu mit einem Getöse, das ihr Herz erzittern machte.

„Wer ist's," sagte er, „der sich so kühn hereinwagt? Ah, seyd Ihr's, meine hübsche Jungfer?" fuhr er fort, als das Licht aus der Laterne im Kreuzgange ihr Gesicht beleuchtete, „gut, nun sollt Ihr Euren Vater sehen. Aber zuerst meine ich, wär's am Besten, mit dem Gouverneur zu sprechen, der ein Herr von Geschmack ist. Zweifelsohne würd' er einen so hübschen Gefangenen gern sehen. Vielleicht fänd' er einen Steckbrief vor zu Eurer Verhaftung."

Pauline erschrack nicht wenig über dem Gedanken, vor den Gouverneur geführt zu werden, wohl wissend, wie wenig sie im Stande seyn würde, seine Fragen zu beantworten. Allein das Uebermaß der Furcht verleiht oft Muth, und die schüchternsten Thiere bieten die Stirne zum Widerstand, wenn sie sich auf's Aeusserste gebracht sehen. So raffte denn auch Pauline ihre Entschlossenheit zusammen und sich der Anspielung erinnernd, die der Pförtner auf Chavigny's Befehle zu Gunsten des Holzhauers gemacht, erwiederte sie keck: „Es ist jetzt keine Zeit zu scherzen, Herr! und käme es zu Herrn von Chavigny's Ohren, daß der Gouverneur nur einen Gedanken gehabt, mich zurückzuhalten, möchte es wohl um seinen Posten gethan seyn."

„So, so!" rief der Andere mit Grinsen, „so seyd

Ihr denn wohl eine gute Freundin des Herrn von Chavigny. Dacht' ich's doch, es müsse irgend was Besonderes ihn so besorgt machen, um den alten sauertöpfischen Holzhacker. Nun, die großen Staatsmänner müssen auch ihre kleinen Erholungen haben. So ist's also dieß, mein Kind? er trägt Sorge um den Vater wegen des Töchterleins."

Pauline besaß eine Beimischung des heißen Languedocquer Bluts, das nun über ihre Sanftmuth und Geduld völlig Meister wurde. „Gut, Herr," antwortete sie, „alles, was ich Euch zu sagen habe, ist, daß wenn mir hier irgend eine Unverschämtheit widerfährt, sie Euch theuer zu stehen kommen soll. So bringt mich denn einmal zu meinem Vater, oder schlagt es mir überall ab."

„Ich schlag's Euch nicht ab, hübsches Kind," erwiederte der Thorhüter, „obgleich Ihr fürwahr mehr wie eine vornehme Dame, als wie eines Holzhauers Tochter sprecht. Ich wollte darauf schwören, Ihr wärt die Kammerjungfer der Frau Gräfin. Nun, werft den Kopf nicht so ungeduldig in die Höhe, Euer Vater wird sogleich hier seyn, er weiß, daß Ihr diesen Morgen nach ihm gefragt, und will um sieben herkommen. Aber hier kommt der Gouverneur, so wahr ich lebe; will er etwa gar im Zwielicht spazieren gehen!"

Wirklich kam der Gouverneur auf sie zu: „Wen habt Ihr hereingelassen, Thürhüter?" fragte er, indem er Paulinen mit lüsternen Blicken maß, die sie schaudern machten.

„Es ist des Holzhauers Tochter, Herr," erwiederte der Pförtner, „sie wünscht ihren Vater zu sehen."

„Bei den Schlüsseln Petri, die etwas auf meinem Wege liegen," rief der Gouverneur, „Du bist ein hübsches Kind für einen Holzhauer. Bist Du sicher, daß Deine Mutter Dir nicht zu vornehmerer Verwandtschaft half? Wie heißt Dein Vater?"

Erschrocken, betroffen, und des Holzhauers Namen nicht wissend, stammelte Pauline, ohne zu wissen was, „ich weiß es nicht!"

„Ha, ha, ha, gut gesagt, hübsches Kind," rief der Gouverneur lachend, und im Wahn, daß sie auf seinen Scherz eingegangen, „das muß ein weiser Vater seyn, der sein eigen Kind kennt, um wie viel weiser das Kind, das seinen Vater kennt? Aber Scherz bei Seite, wie heißt Dein angeblicher Vater?"

„Mein angeblicher Vater?" wiederholte Pauline in demselben Zustande, „o, Philipp, der Holzhauer."

„Nein, nein," erwiederte der Gouverneur, „das beantwortet meine Frage nicht, ich will seinen Geschlechtsnamen wissen."

Die Unmöglichkeit darauf zu antworten, überwältigte Paulinen. Sie wußte nicht das Geringste von Philipps Namen, und eine einzige Minute länger wäre sie ohne Zweifel verrathen gewesen. Allein zum Glück kam in diesem Augenblick Philipp in den Hof. Er hatte die letzten Worte des Gouverneurs gehört, sah Paulinens Verlegenheit und, ihre Ursache errathend, hatte er Geistesgegenwart genug, das Fräulein in seine Arme

zu schließen und sie auf beide Wangen zu küssen. Er wußte hiebei die väterliche Zuneigung gut nachzuahmen, so daß er den Gouverneur selbst bei Tag getäuscht haben würde, um wie viel mehr bei dem schwachen Laternenlichte unter dem Kreuzgange.

„Mein liebes Kind," sagte er, „wie gehts Dir? und wie gehts der Mutter?" Dann wendete er sich zum Gouverneur, ohne ihr Zeit zur Antwort zu lassen, mit den Worten: „Mein Name, Herr, nach dem Ihr eben fragtet, ist Philipp Grissolles; ich bin aber besser bekannt unter dem Namen Philipp der Holzhauer, auch fügen Einige den Namen des Waldes hinzu, und nennen mich Philipp, den Holzhauer von Mantes."

„Philipp Grissolles," sagte der Gouverneur, „das ist recht. Schon lange hätte ich Euren Geschlechtsnamen gerne gewußt, denn er ist im Verhaftsbefehl nicht enthalten und muß in den Büchern nachgetragen werden. Und nun, Herr Philipp Grissolles, mögt Ihr Eure Tochter mit Euch auf Euer Zimmer nehmen. Vergeßt aber nicht, dem Grafen von Blénau in einer halben Stunde aufzuwarten, bis zu welcher Zeit ich wieder da seyn werde. Ihr könnt Eure Tochter über die Zeit, da Ihr mit dem Grafen beschäftigt seyd, auf Eurer Zelle lassen."

Dann ging er aufs Thor zu, winkte dem Pförtner und flüsterte ihm ins Ohr: „Laßt sie nicht hinaus, bis ich zurück bin. Dergleichen Gerichte sind in der Bastille eine Seltenheit. Wahrscheinlich wär's dem

Holzhauer lieb, wenn er sie bei sich behalten könnte, und ist dem so, ließe sich eine Zelle finden."

Philipp bemühte sich, etwas von den Worten des Gouverneurs aufzufassen, da es ihm aber nicht gelang, wendete er sich zu Paulinen, und sagte laut genug um verstanden zu werden: „Komm, Kind, Du bist erschrocken über all die Thürme, Mauern und Plätze, allein bei längerem Aufenthalt sind sie nicht so übel. Hier gib mir den Arm, ich will Dich führen."

Pauline war über dieß Erbieten sehr froh, denn sie wankte dergestalt, daß sie ohne Hülfe nicht weiter gehen konnte. Sie lehnte sich nun an den Holzhauer, und dieser geleitete sie langsam durch manche enge Passage in das kleine Gewölbe, das seine Wohnung bildete.

Kaum waren sie drinnen, so schloß der Holzhauer die Thüre, bot den einzigen Stuhl zu Paulinens Gebrauch, und brachte dann tausend Entschuldigungen vor wegen der Freiheit, die er sich mit ihrer Wange erlaubt. „Ich hoffe, Ihr werdet bedenken, mein Fräulein, daß ich nicht anders handeln konnte, wollt' ich Euch aus dem bösen Spiel helfen. Diesen Morgen sagte mir der Thürhüter, daß meine Tochter kommen würde, und da ich wohl wußte, daß ich keine hatte, so verfiel ich gleich darauf, es werde den Grafen von Blénau betreffen. Aber das hätte ich mir freilich nicht träumen lassen, daß Ihr es seyn würdet, mein Fräulein, Ihr, die ich im Walde von Mantes sah, jenen Tag, da er verwundet ward."

Pauline war von Allem, was sich zugetragen, noch zu betäubt, um antworten zu können, sie saß da die Hände vor den Augen, ihre Lebensgeister in vollster Verwirrung. Aber Ein schrecklicher Gedanke schlang sich durch alle andern durch, der, daß sie sich hier befinde, hier im Herzen der Bastille, fern von Allen, auf die sich zu verlassen sie gewohnt war, in einer ihrem Stande fremden Anzuge, unter einem angenommenen Charakter, und verwickelt in eine Unternehmung auf Leben und Tod.

All dieß war ihr gegenwärtig, aber nicht sowohl wie ein Gedanke, sondern wie ein Gefühl, das sie für einige Augenblicke nicht blos der Worte, sondern selbst der Denkkraft beraubte. Nachdem sie aber ruhiger geworden, begann die große Aufgabe ihr Uebergewicht wieder zu erlangen, und sie wurde ihrer Sinne soweit wieder mächtig, um Philipps Entschuldigungen wegen seiner angeblichen Freiheit zu begreifen.

„Ihr thatet vollkommen Recht," erwiederte sie, „und da Ihr uns aus einer verwickelten Lage geholfen, verdient Ihr meinen aufrichtigen Dank. Aber nun," fuhr sie fort, „muß ich ohne Zeitverlust den Grafen von Blénau sehen."

„Den Grafen von Blénau!" rief Philipp in höchster Verwunderung aus. „Unmöglich, Fräulein, ganz unmöglich! Ich kann einen Brief, eine Botschaft überbringen, mehr aber nicht."

„Warum nicht?" fragte Pauline. „Um Gotteswillen scherzt nicht mit mir. Wenn Ihr freien Zutritt

zu seinem Gefängniß habt, warum könnt Ihr nicht auch mir den Weg dazu öffnen."

„Weil, mein Fräulein, eine Schildwache vor seiner Thüre steht, die Euch den Zutritt nicht gestatten würde," antwortete Philipp. „Ich habe keine Lust, mit Euch zu scherzen, aber Euer Verlangen ist rein unmöglich."

Pauline dachte einen Augenblick nach. „Können wir nicht etwa die Schildwache bestechen?" fragte sie endlich. „Hier ist Gold."

„Das geht ebensowenig," antwortete Philipp. „Der Soldat darf mit Niemand sprechen und Niemand mit ihm. Beim ersten Worte würde seine Flinte gegen meine Brust gerichtet seyn, beim zweiten würde er Feuer geben. So lauten seine Befehle, gnädiges Fräulein, und seyd versichert, er würde ihnen nachkommen."

„Gut denn," erwiederte das Fräulein, „eilt zu dem Grafen, und sagt ihm, daß eine Dame der Königin hier ist mit einem Briefe, den sie sonst Niemand anvertrauen darf, und fragt ihn, was nun zu thun sey. Aber bleibt nicht lange, denn ich fürchte mich hier allein zu seyn."

Der Holzhauer versprach im Augenblick wieder zu kommen. Er eilte nach dem Zimmer des Grafen, wo ihn die mürrische Schildwache wie gewöhnlich ausfragte, um sich vorher von seiner Identität zu überzeugen. Dann durfte er eintreten, und er meldete nun so kurz als möglich die erhaltene Botschaft.

„Es ist ohne Zweifel Fräulein von Hauteford,“ sagte Blénau gedankenvoll; „ich muß sie jedenfalls sehen.“

„Sie sehen, Herr!“ rief Philipp, „die Wache wird sie nie einlassen. Es ist ganz unmöglich.“

„Nicht so unmöglich, als Ihr meint. Die Thore des innern Hofs werden, wenn ich recht bin, vor neun nicht geschlossen. Ist Jemand im Hofe?“

„Keine Seele, Herr, alle Staatsgefangenen wurden um sechs eingeschlossen.“

„Nun wohl, Philipp, kennt Ihr den kleinen Thurm im Hofe, dort, wo Ihr durch den Thorweg eine alte Treppe theilweise seht?“

„O ja, ich kenn' ihn wohl,“ erwiederte dieser. „Man sagt mir, der Thurm wird nicht mehr benutzt. Unter der Thür liegt ein Schutthaufen.“

„Ganz recht,“ sagte der Graf. „Nun, guter Philipp, bringt die Dame eiligst zu diesem Thurme und die alte Treppe hinauf, bis Ihr an eine kleine eiserne Thüre kommt. An diese stoßt Ihr mit der Hand und Ihr befindet Euch dann in meinem innern Zimmer, wo ich auf Euch warte.“

Philipps Freude und Erstaunen machte sich Luft in dreien „Guter Gott!“ und „Ists möglich?“ und damit eilte er zu Paulinen, deren Aufenthalt in der Zelle von Niemanden als ihrer eigenen Angst gestört worden war. Diese vergrößerte sich bei jedem Fußtritte, den sie vernahm. Selbst der Tritt des Holzhauers brachte sie in Allarm, aber seine Nachrichten boten ihr mehr

als Entschädigung, und mit neuer Hoffnung folgte sie ihm freudig durch die düstern Gänge in den innern Hof.

In den unbeleuchteten Räumen war es so finster, daß Pauline sich hart hinter dem Holzhauer halten mußte, um den Weg nicht zu verlieren. Zufällig war Philipp etwas voraus, als sie an einer schwachen Helle bemerkten, daß sie sich dem freien Himmel wieder näherten; und Pauline gewahrte nun einen undeutlichen Umriß von den finstern Thürmen des innern Hofes. Aber in diesem Augenblick bewegte sich Philipp rückwärts. „Es ist Jemand im Hofe," flüsterte er, „horch!" und sie vernahm nun deutlich den Klang von Schritten, die quer über den Platz zu gehen schienen.

„Es ist die Ablösung," sagte der Holzhauer leise, „sie lösen die Schildwache an des Grafen Thür ab." Nun wartete er, bis sie die Treppe oben seyn mochten, und sagte dann, „folgt mir nun hurtig über den Hof, denn auf dem Rückweg gehen sie hier wieder vorüber."

Pauline war im Begriff, ihr zu folgen, aber ihr Kleid hatte sich in einen der Riegelhaken am Thorweg verfangen. Philipp versuchte, es loszumachen, aber vergeblich, vielmehr verwickelte er es nur noch mehr. Pauline bemühte sich, es loszureißen, aber das starke Zeug gab nicht nach. Inzwischen hörten sie bereits das „Wer da?" der Schildwache, die Losung der Aufgeführten und die Ablösung, und bis Philipp endlich das Gewand mit aller Gewalt losgerissen, wurden

auch schon wieder die Schritte der herabsteigenden Mannschaft hörbar.

„Um Gotteswillen, Fräulein," flüsterte der Holzhauer, „lauft so schnell Ihr könnt nach meiner Zelle, denn wir können jetzt nicht unbemerkt hinaufkommen. Ich will hier auf Euch warten, sie würden sonst meine schweren Tritte hören und uns folgen. Kann ich sie aber ein wenig aufhalten, so will ich's thun, um Euch Zeit zu lassen."

Pauline zweifelte nicht, den Herweg durch alle seine Krümmungen und Windungen wieder finden zu können, und mit möglichster Schnelle vorwärts tappend, versuchte sie es nun vorerst mit dem Rückwege. Sie hörte Philipp und die Wache einige Worte wechseln, und unmittelbar darauf erkannte sie an dem wiederhallenden Klang der Schritte, daß man ihr in den engen Kreuzgängen folgte. Erschreckt und beängstigt eilte sie mit Blitzesschnelle vorwärts. Wir Alle wissen aber, wie schwer es ist den Weg, den wir im Dunkeln gemacht, zurückzufinden, und so nahm denn auch Pauline in der Eile und Bestürzung eine unrechte Richtung, und als sie endlich ihren Irrthum bemerkte, hatte sie nicht den Muth wieder umzukehren. In einem Zustande der Bangigkeit und des Schreckens, der nahe an Todesangst gränzte, hielt sie einen Augenblick an.

Sie hörte nun deutlich die Wache näher kommen, und des Ausgangs und der etwaigen Hindernisse auf ihrem Wege völlig unkundig, tappte sie mit den Händen längs der Mauer hin, bis sie eine kleine Vertie-

fung entdeckte. Wahrscheinlich war dieß einer der Kreuzgänge, welche zu den einzelnen Zellen führten, denn sie fühlte die schweren Riegel und Klammern unter ihren Fingern. Doch hatte sie kaum Zeit darüber nachzudenken, sie zog sich vielmehr möglichst unter den Bogen zurück, in der Hoffnung, daß sie in diesem Winkel und durch die Dunkelheit der vorübergehenden Wache verborgen bleiben würde.

Es war wirklich ein furchtbarer Augenblick für Pauline. Die Soldaten waren noch nicht so nahe, als sie aus dem Echo geschlossen hatte, und so mußte sie dann mehrere Minuten mit zurückgehaltenem Athem in möglichst zusammengezogener Stellung aushalten. Endlich kam der Klang bewaffneter Füße immer näher und näher, bis sie zuletzt fühlte oder zu fühlen sich einbildete, daß sie von den Kleidern der Vorüberziehenden gestreift ward. Allmälig wurden die Schritte schwächer und schwächer, bis sie in einen andern Theil des Gebäudes übergehend gänzlich erstarben.

Jetzt erst, nachdem alles still geworden, bemühte sie sich, noch immer vor der bestandenen Gefahr zitternd, den verlorenen Pfad wieder aufzufinden. Aber ihr Suchen war vergeblich, sie hatte sich auf ihrer Flucht gänzlich verirrt, und so kam sie in der Finsterniß von Gang zu Gang, bei jedem Geräusch zusammenfahrend, und stets überzeugt, daß sie irre gehe, ohne zu wissen, in welcher Richtung sie sich zurechtfinden könne.

Zuletzt fand sie sich an einem Thorweg, der in

eine Art offenen Hof zu führen schien, und da sie an den Thürmen in der Runde zu erkennen glaubte, daß sie sich an demselben Orte wieder befinde, von welchem sie durch die Wache weggescheucht worden, beschloß sie, mit mehr Vorsicht die Zelle des Holzhauers noch einmal aufzusuchen, wohin dieser, wie sie voraussetzte, inzwischen zurückgekehrt war. Aber als sie gerade im Begriffe war, ihren Entschluß auszuführen, sah sie ein Licht den Gang herkommen, und ohne zu bedenken, daß es der Holzhauer selbst seyn könnte, eilte sie ängstlich quer über den Hof, um sich nach irgend einem Versteck umzusehen.

Gerade gegenüber erblickte sie einen zweiten Thorweg, dem ersten völlig ähnlich. Hier verbarg sie sich, um zugleich den Kommenden ins Auge zu fassen, denn es fiel ihr nun ein, daß sie doch vielleicht vor der einzigen Person fliehen könnte, die sie so sehnlich zu finden wünschte. Gleich darauf erschien das Licht unter dem Kreuzgang, und sie erkannte in dem Träger desselben den Gouverneur.

Dieser Umstand war nun keineswegs geeignet, ihre Furcht zu beschwichtigen. Vielmehr vermehrte sich diese noch bedeutend, als sie ihn gerade über den Hof auf sich zukommen sah. Sie suchte aufs Neue ihr Heil in der Flucht, um durch die Gänge zu entkommen, mit denen dieser Eingang wie der andere in Verbindung stehen mußte. Bald aber stieß sie mit dem Fuß an einige Stufen und wäre beinahe gefallen. Sobald sie sich ein wenig erholt, stieg sie die vor ihr liegende

Treppe hinauf und hielt nicht an, bis sie, auf einer Art Absatz angekommen, durch eine Oeffnung in der Mauer bemerkte, daß der Gouverneur sich nach einem andern Theile des Gebäudes gewendet hatte.

Voll Freude, aber erschöpft und ganz außer Athem, wollte sie sich einen Augenblick erholen. Zu diesem Ende lehnte sie sich an eine Thüre, die oben an der Treppe angebracht war. Aber diese gewährte ihr keinen Anhaltspunkt, denn sie wich unter dem Gewicht und gewährte den Zutritt zu einem wohlbeleuchteten Zimmer. Neuer Schrecken für Pauline, der plötzliche Glanz blendete ihre Augen, und bei dem schnellen Rückzuge wäre sie häuptlings die Treppe hinunter gefallen, hätte nicht Blénau in demselben Augenblick sie in seine Arme aufgefangen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das Uebermaß der Freude und Ueberraschung, die gegenseitigen Erklärungen, Blénaus Entzücken, Paulinens Herzenserleichterung mit den tausend kleinen Nebenzügen eines solchen Wiederfindens muß ich der Einbildungskraft des Lesers überlassen. Diese wird ohne Zweifel jedem einzelnen Umstand mehr Recht anzuthun vermögen, als dem Kiel eines einfältigen Vogels gelingen würde. Auch werde ich nicht verweilen bei dem Erstaunen des Holzhauers, der gerade Blénau zu melden kam, daß er das Fräulein in den

Irrgängen der Bastille verloren habe, und nun sah, daß sie den Gegenstand ihrer Bemühungen auch ohne seine weise Führung gefunden habe. Er brachte aber eine andere Neuigkeit mit, welche den Gang der Conferenz zu beschleunigen sehr geeignet war. Der Gouverneur sey nämlich zurückgekommen, und visitire gerade die westlichen Gefängnisse, man habe ihn daher in kurzem auch hier zu erwarten.

Diese unangenehme Nachricht erinnerte Paulinen an den Brief der Königin, den sie in ihrer ersten Freude zu übergeben vergessen. Blénau überlief ihn flüchtig. „Sie befiehlt mir," sagte er, „alles einzugestehen, gerade wie es sich zutrug, aber über einige Punkte habe ich bereits zu antworten mich geweigert, und gestehe ich nun, ohne mich auf den Befehl der Königin zu berufen, so gelt' ich für einen elenden Feigling, der seine Treue bricht aus Furcht vor der Tortur."

„So nehmt Ihr denn Anstand, Claudius," fragte Pauline mit dem Tone des Vorwurfs, „so nehmt Ihr Anstand, das einzige Mittel zu ergreifen, das Euch retten kann? Denkt Ihr denn gar nicht an meine Leiden? Allerdings mögt Ihr gegen körperliche Qualen gleichgültig seyn, ich aber halte diese Seelenqual, die ich seit Eurer Verhaftung empfunden, nicht länger aus, besonders wenn ich mich dabei noch erinnere, daß ich Eure edle Handlungsweise sehr unedelmüthig im Verdacht hatte. Liebt Ihr mich, wie Ihr sagt, theurer Claude, so werdet Ihr dem zu Eurer Rettung eingeschlagenen Weg nicht ausweichen."

„Gut, theure Pauline," erwiederte Blénau, indem er der allüberredenden Beredsamkeit jungfräulicher Lippen nachgab, „ich will thun, wie Ihr wünscht, und mich so benehmen, wie Sicherheit und Ehre erfordern. Aber bringt nun Eure Erzählung zu Ende, wie Ihr Euch im Gefängniß verlort, und wie Ihr zuletzt hieher kamt."

Wir müssen hier bemerken, daß während diese Unterhaltung im innern Gemach vorging, der Holzhauer im äußern geblieben war, um mit dem Ohr an der Thüre die Annäherung des Gouverneurs genau zu überwachen. Ehe nun Pauline ihre Erzählung von all den bestandenen Gefahren zu Ende gebracht hatte, stürzte Philipp ins Gemach und rief: „Eilt die Treppe hinab, Fräulein, und wartet unten auf mich. Der Gouverneur kommt, denn ich höre außer der Wache auch noch andere Tritte, die sich von der Haupttreppe her nähern."

Gefängnisse taugen nicht für die Etikette, nicht für die feierliche Zurückhaltung der feinen Welt, Pauline duldete daher ohne Vorwurf, daß Blénau einen Kuß auf ihre Lippen drückte und flog dann mit Blitzesschnelle die hintere Treppe hinab. Der Graf verriegelte die eiserne Thür und ging ins äußere Zimmer, während der Holzhauer im Innern aufräumte, des Grafen Nachtanzug zurecht machte und weit geschäftiger that, als in Wahrheit der Fall war.

So war denn Alles in gehörigem Stande, als der Gouverneur hereintrat. Auf seiner Stirne hieng

eine zornige Wolke, er fertigte Blénau mit einer leichten Verbeugung ab, sah dann durch die Thüre ins andere Zimmer und sagte: „Nun, Herr Holzhauer von Mantes, wo habt Ihr Eure Tochter? Sie ist nicht in Eurer Zelle.“

„Ihr habt Euch wohl in Person davon überzeugt, vermuth ich,“ erwiederte Philipp, in seinem gewöhnlichen sauertöpfischen Ton.

„Ob ich habe oder nicht,“ antwortete der Gouverneur, „thut nichts zur Sache. Ich frage, wo ist Eure Tochter? Wir dürfen keine Fremden in der Bastille herumwandern lassen.“

„Ich kenne meines Kindes Schönheit so gut als Ihr,“ sagte Philipp, „und war zu gescheidt, sie in meiner Zelle zu lassen, wo Jeder Gelegenheit und Zeit zur Ungebühr gehabt hätte, während ich hier den Herrn Grafen bedienen mußte. Ich nahm sie daher mit mir und hieß sie unter dem Thorweg des alten Thurms auf mich warten. Sobald ich mit dem gnädigen Herrn fertig bin, werde ich sie bis ans äußere Thor führen, und nie soll sie dann wieder mit meinem Willem einen Fuß in diese Mauern setzen.“

„Ich brauch' Euch nicht länger diese Nacht, Philipp,“ sagte Blénau, als der Holzhauer zum Weggehen bereit an der Thüre stand; und als er bemerkte, daß ihm der Gouverneur folgen wollte, fügte er bei: „Herr Gouverneur, wollt Ihr diesen Abend mit mir zu Nacht speisen?“

Philipp verließ sofort das Zimmer, während der

Gouverneur der Antwort wegen noch ein wenig verweilen mußte. „Mit Vergnügen, Herr, mit Vergnügen," sagte er, „ich will gleich wieder hier seyn, noch ehe mein Diener aufträgt, aber zuerst muß ich mir die Freiheit nehmen, dieß Mädchen aus den Thoren der Festung bringen zu lassen." Damit verließ er Blénau, verschloß hastig die Thüre, und eilte dem Holzhauer nach, doch hatte dieser einen solchen Vorsprung gewonnen, daß er Paulinen unter dem Thorweg zuflüstern konnte: „der Gouverneur kommt, werdet nicht unruhig. Bleibt dabei, daß ich Euch hier auf mich warten hieß, bis ich meinen Dienst bei dem Grafen verrichtet."

Allein Pauline konnte aller Bemühungen ungeachtet sich der lebhaftesten Unruhe nicht erwehren. So lange das gefährliche Unternehmen nicht bestanden war, hatte es ihr an einem gewissen erborgten Muthe nicht gefehlt, der ihr auch glücklich durchgeholfen. Nun aber nach erreichtem Zwecke stellte sich ihre natürliche Schüchternheit wieder ein, und sie dachte mit Zittern und Zagen an ein nochmaliges Zusammentreffen mit dem Gouverneur. Auch hatte sie keine Zeit mehr ihre Lebensgeister aufzufrischen, denn der Gouverneur stand im nächsten Augenblicke vor ihr.

„Gut, meine hübsche Jungfer," rief er, „hätt' ich gewußt, daß Ihr hier ganz allein im Dunkeln warten müßtet, würd' ich Euch einen Besuch gemacht haben." Damit leuchtete er ihr in das todtblasse Gesicht. „Was ängstigt Euch so," fuhr er fort, „als hättet

Ihr Mord und Todtschlag begangen? Nun, ich will Euch hinausleuchten, und wenn Ihr morgen wieder kommt, werdet Ihr nicht mehr so erschrocken seyn. Wann kommt Ihr wieder, he?"

„Es wäre mir lieb, wenn du gar nicht mehr kämest," sagte Philipp laut, indem er hinter dem Gouverneur herging, der Paulinen mit den Manieren jugendlicher Galanterie führte. Freilich nahmen sich dabei des Letztern verwitterte Züge nicht sonderlich gut aus, besonders bei der ungünstigen Beleuchtung, die nur in Zwischenräumen auf sein Gesicht fiel, und alsdann die scharfen Abschnitte desselben mit einer nicht sehr angenehmen Färbung überzog.

„Es wäre mir lieb, wenn du gar nicht mehr kämest," wiederholte Philipp, „du bist schon mit einemmal zu oft hier gewesen. Schicke das nächstemal deinen Bruder Karl her."

Der Gouverneur warf Philippen einen Blick zu, welcher bewies, daß seine Miene nöthigenfalls den Ausdruck des Hasses, der Bosheit und Lieblosigkeit anzunehmen vermöge, und ein Paar Sekunden darauf ging die Lampe in seiner Hand aus. „Hier Philipp," rief er, „nehmt die Lampe und schafft Licht herbei."

„Mit Erlaubniß, Herr," erwiederte der störrische Holzhauer, „nicht, bis ich meine Tochter außer dem Thore weiß."

„Philipp Grissolles, oder Philipp Holzhauer, oder wie Ihr Euch zu nennen beliebt," rief der Andere, „seyd Ihr toll! Wißt Ihr wo Ihr seyd? Geht und

holt mir im Augenblick ein Licht, oder Ihr weigert Euch auf Eure Gefahr."

„So weigere ich mich dennoch," versetzte der Holzhauer, welcher vom Portier und Schließer erfahren, welche Gewalt er über den Gouverneur durch seine Anstellung bei dem Grafen von Blénau erlangt; „ich bin zwar Euer Gefangener, aber nicht Euer Diener."

„Ich habe Euch erlaubt, letztere Eigenschaft hier zu übernehmen," sagte der Gouverneur, „und hier gibt es keine andern Diener als die meinen."

„Dadurch, daß Ihr mir erlaubtet, dem Grafen von Blénau aufzuwarten," erwiederte Philipp keck, „habt Ihr Eure Pflicht überschritten und dem ausdrücklichen Befehl des Kardinals zuwidergehandelt. So viel wenigstens habe ich hier gelernt; daher laßt mich immer meine Tochter in Ruhe abführen, Herr. Wir werden ein Licht finden im Stübchen des Schließers."

„Beim Himmel, ich habe Lust, Eurer Unverschämtheit wegen das Mädchen die ganze Nacht hier zu behalten," rief der Gouverneur, vor Wuth auf den Boden stampfend.

„O um Gotteswillen nicht!" rief Pauline, mit gerungenen Händen, aber Philipp trat auf den Gouverneur zu und sagte ihm leise: „bei meinem Haupt, das wagt Ihr nicht." Dann fügte er laut gegen Pauline hinzu: „Komm, Kind, der Herr Gouverneur wird dich hinauslassen."

Inzwischen waren sie dem Thore nahe gekommen. Der Gouverneur, welcher wohl wußte, daß die Ver=

letzung der Befehle des Kardinals seinen Kopf auf den Block bringen konnte, hielt es fürs Beste, einen Menschen nicht weiter aufzubringen, welcher das Geheimniß besaß ihn unglücklich zu machen. Zwar würde er sich kein Gewissen daraus gemacht haben, den Holzhauer durch eines jener unfehlbaren Mittel zum Schweigen zu bringen, deren man sich in jener Zeit unbedenklich bediente, aber er wußte, daß Chavigny in diesem Punkte es sehr genau nahm. In dieser Klemme schlug er als guter Christ den unblutigen Weg ein; er wollte sich lieber der Entdeckung aussetzen, die Befehle des Kardinals überschritten zu haben, als einen Mord begehen, welcher ohne Zweifel auch nicht verborgen geblieben wäre. Er erlaubte daher Philippen und Paulinen ans Thor zu gehen und befahl dem Schließer, das junge Mädchen hinauszulassen. Er folgte ihnen aber aus Vorsicht bis zum äußersten Thor an der Zugbrücke, die für die Nacht noch nicht aufgezogen war.

Paulinens Herz schlug mit freudiger Ungeduld, als der Schließer den Schlüssel einsetzte, und das Knarren der auffahrenden Thorflügel däuchte ihrem Ohr die lieblichste Musik.

Aber zum Unstern mußte es sich begegnen, daß in diesem Augenblick Karl, Philipps Sohn, am Thor erschien, und da er schon früher freien Zutritt hatte, trat er ohne Umstände herein, ohne irgend Notiz von dem Fräulein zu nehmen, die er in ihrer Verkleidung nicht erkannte.

„Wie?“ rief der Gouverneur, durch sein tägliches Handwerk zum leisesten Verdacht geneigt, „Ihr sprecht nichts mit Eurer Schwester?“

„Schwester,“ sagte der Knabe verblüfft, „ich habe keine Schwester!“

Pauline sah alles auf die Spitze einer Sekunde gestellt; sie stieß den Gouverneur zurück und war im Nu vor dem Thor und über der Brücke.

„Holla!“ rief der Gouverneur, „verfolgt sie, Letrames; schnell, schnelle!“

Im Augenblick war der Schließer hinter Paulinen her, aber sie hatte doch einen solchen Vorsprung, daß er sie nicht mehr eingeholt haben würde, wäre nicht am Fuße des Glacis ein verrätherischer Stein gelegen, über den sie stolpernd zu Fall kam. Sie schrie laut auf vor Schmerz und Furcht, und mit zwei Schritten war der Schließer in ihrem Bereich. Aber plötzlich sprang eine kleine, seltsame Gestalt in weißem Anzuge zwischen Beide und hielt den Verfolger zurück.

„Ventre Saint gris!“ rief der furchtbare Jacques Chatpilleur, denn kein Anderer war's, „Ihr sollt sie nicht anrühren!“ Damit zog er seinen langen Degen und fuchtelte dem Schließer so nahe an der Nase herum, daß dieser zehn Schritte zurückwich, zumal er in der Dunkelheit nicht sehen konnte, was für ein Kobold dergestalt sein Unternehmen durchkreuze. „Schuft!“ fuhr Chatpilleur fort: „wie wagst Du, dieß Frauenzimmer zu beleidigen, hier unter den Mauern der Bastille, dem Frieden und der Ruhe der getreuen Unter-

thanen Seiner Majestät zum Trotze! Steh ab, oder ich spieße Dich wie einen Kapaun oder noch besser, wie einen Ortolan, zwischen den Flügeln."

Diese Anspielung auf sein Handwerk, noch mehr aber augenblickliches Besinnen brachte dem Schließer den ehemaligen Marketender ins Gedächtniß. Er ergoß sich nun sogleich in einen Hagel von Flüchen über ihn wegen dieser unnöthigen Intervention, und forderte ihn auf, seiner Wege zu gehen, und sich um die Gefangenen nichts zu scheeren. Dabei hielt er sich aber in mäßiger Entfernung von dem Rapier, denn Jacques Chatpilleur hatte wirklich als Feldmarketender bewiesen, daß er mit dem Schwerte ebensogut Lorbeeren zu pflücken verstand als mit dem Messer, er hatte, wenn wir uns des Ausdrucks Sancho's bedienen dürfen, seine Feinde ebenso oft mit einer Suppe trockener Prügel traktirt, als seine Freunde mit angenehmerer Kost, immer jedoch mit dem Unterschied, daß er die Prügel gratis austheilte.

In diesem Augenblicke kannte er den Schließer nicht, oder wollte ihn nicht kennen, vielmehr fuhr er fort, ihn unter Schreien und Lärmen und Wiederholen seines Namens zurückzuhalten, so daß der Andere geraume Zeit gar nicht zum Wort kommen konnte. Zuletzt aber brüllte dieser, denn schreien konnte man es nicht mehr nennen: „Jacques der Teufel, Ihr kennt mich wohl, ich bin ja Letrames, Schließer in der Bastille."

Der Garkoch schielte über die Schulter, um sich

zu überzeugen, daß Pauline nicht mehr sichtbar war, steckte dann ruhig das Rapier ein und sagte: „Aber mein Gott, warum habt Ihr mir dieß nicht gleich gesagt? Ich bitt' Euch tausendmal um Verzeihung," und damit umarmte er den Schließer unter fortgesetzten Entschuldigungen wegen dieses Mißverständnisses, und unter boshaften Liebkosungen, die die Verfolgung Paulinens rein unmöglich machten.

Der einzige Segen, der ihm dafür vom Schließer zu Theil ward, waren tausend Verwünschungen, wobei sich dieser fortwährend der schlangenartigen Verwicklung von Chatpilleurs Umarmung zu entziehen suchte. Aber erst nachdem der Garkoch seinen Willen vollständig durchgesetzt, ließ er Letrames los, und bot ihm dann mit aller Ruhe seinen Beistand bei der Verfolgung, die, wie er wohl wußte, nun völlig unwirksam seyn mußte.

Die ganze Scene blieb aber bei der völligen Dunkelheit dem Auge des Gouverneurs verborgen, und Letrames war zu weise, sich bei seiner Zurückkunft über den Liebesdienst seines Freundes Chatpilleur zu beklagen. Denn ein Garkoch an den Thoren der Bastille war eine zu gute Bekanntschaft, als daß man sich wegen Kleinigkeiten mit ihm hätte abwerfen sollen.

In seiner Abwesenheit hatte sich der Zorn des Gouverneurs ganz gegen den Holzhauer gekehrt. „Was bedeutet das? Schurke!" rief er, „so ist's also nicht Eure Tochter! Fouchard! La Heuterie! schnell, eilt nach

den Eisen! Wir werden bald erfahren, wer sie ist, Herr Philipp Grissolles!"

„Ihr werdet nie mehr aus mir herausbringen, als Ihr bereits wißt," erwiederte Philipp, „legt Ihr mir auch Ketten an, so viel Euch beliebt. Aber besser wär' es, Ihr nähmet Euch in Acht, Herr Gouverneur: wer Pech anrührt, beschmutzt sich die Finger. Ihr wißt nicht, was ich über Euch bringen könnte."

„Stille, Narr!" schrie der Gouverneur, daß der Thorweg wiederhallte, „Ihr wißt nicht, was Ihr über Euch gebracht habt. — Fouchard! La Heuterie! wo bleibt Ihr denn so lange. Ah, kommt Ihr doch endlich! Nun führt den Gesellen ab, und hinunter mit ihm in eines der finstern Käfige! Pförtner, jage die junge Brut hinaus," damit wies er auf Karl, der zitternd und weinend neben seinem Vater stand. „Wirf ihn hinaus, sage ich — wir haben an den Verräthern hier innen schon genug."

Bei den Worten „finstere Käfige" war Philipps Muth nahe daran, Chamade zu schlagen, und er mußte alle Kraft aufbieten, um seine Gemüthsbewegung vor den Eisenknechten, die ihm die Fesseln anlegten, zu verbergen. Als er aber den Befehl wegen seines Sohnes hörte, faßte er mit äußerster Anstrenguug den Knaben in die Arme und rief: „Gott segne Dich, Karl, mein Junge; fürchte nichts um mich, so lange noch ein Helfer über uns ist."

Es war für ihn ein augenblicklicher Trost, seinen Sohn zu umarmen; aber der Pförtner riß ihn bald

aus seinen Armen, schob ihn zum Thore hinaus, und schlug dieses zu, höchlich erfreut, daß er nun den Schlüssel nicht mehr zu ziehen brauche wegen dieser Holzhauerfamilie. „Nun,“ meinte er, „werden wir nicht mehr beständig geplagt seyn; es thut mir in der Seele weh, alle unsere guten alten Vorschriften und Satzungen gebrochen zu sehen. Wahrhaftig, wenn seine Eminenz, der Herr Kardinal, Gott segne ihn, überall dieses Herrn Chavigny's Ansicht folgte, würde bald alles drunter und drüber gehen. Der ganze gute Vorrath von Fesseln und Eisen hier oben würde ungebraucht verrosten.“

„Ruhig, ruhig,“ rief der Gouverneur, „La Heuterie hebt den Burschen auf, wie ich Euch gesagt. Er soll morgen die peinliche Frage bekommen, und wir wollen sehen, ob sie ihm so leicht werden wird. Fort mit ihm, schnell! Thor, daß ich mich so hinters Licht führen ließ! allerdings war es mir verdächtig, als sie bei ihres Vaters Namen stockte.“ Damit wendete er sich gegen Letrames, der in diesem Augenblick von seiner unglücklichen Verfolgung zurückgekommen war.

Die Eisenknechte führten Philippen, der sich in den schweren Fesseln kaum bewegen konnte, über den ersten und zweiten Hof an den westlichen Thurm. Hier öffneten sie eine kleine Thüre und Philipp stand am obern Ende einer Treppe, die zu den untern Kerkern führte. La Heuterie, dem Anscheine nach der Vorgesetzte, zündete an des Andern Laterne eine Fackel an, und leuchtete damit voraus, damit Philipp beim Hinabsteigen

seinen Weg fände. Dieser schauderte zusammen beim Anblick der düstern Kluft, die beim Fackelschein nur halb zum Vorschein kam. Wo das Licht hinfiel, gewahrte er die grünliche, feuchte Mauerbekleidung, sonst aber blieb der schauderhafte Abgrund ohne irgend eine deutliche Begrenzung in Nacht und Dunkel verhüllt. Doch hatte unser Holzhauer wenig Zeit zu speziellern Betrachtungen, denn sein Hintermann stieß ihn unsanft vorwärts. Am Ende der schlüpfrigen Steintreppe befand er sich in einem breiten langen Gewölbe, das mit spitzigen Steinen gepflastert und mit einer unterirdischen Moderluft erfüllt war, welche die Fackel auszulöschen und Philippen den Athem zu entreißen drohte. Doch konnte dieser bei dem schwachen Dämmerlichte drei Thüren auf jeder Seite des Gewölbes gewahren, Eingänge, wie er leicht begriff, zu den renommirten unterirdischen Käfigen.

Die schauderhafte Beschaffenheit der letztern, noch mehr aber ihre Verwendung zu den abscheulichsten Zwecken, hatten die Bastille in einen solchen Ruf gebracht, daß sie mehr als jedes andere Gefängniß Frankreichs gefürchtet ward.

Man war inzwischen nur langsam vorwärtsgegangen, aus Besorgniß der Qualm könnte die Fackel auslöschen, als aber diese wieder lebhafter brannte, wies La Heuterie seinen Gefährten an, den Gefangenen in Nummer 6 zu bringen. Dieß war die äußerste Thüre links im Hintergrunde des Gewölbes; sie führte in eine niedere, dumpfige Zelle, kalt, enge, ohne alles

Geräthe, die wahre Wohnung des Schreckens und der Verzweiflung. Hieher brachten sie den Holzhauer und traten mit ihm ein, um, wie sie sagten, zu sehen, ob etwas Stroh da wäre.

„Habt Ihr auch Oel mitgebracht?" fragte La Heuterie, indem er eine an der Mauer hängende rostige Lampe visitirte. „Hier ist nichts mehr."

„Nein," sagte Fouchard, „wir können diese Nacht auch keines mehr bekommen; er braucht es ja aber auch nicht vor Tag. Jetzt ist's Zeit zu schlafen."

„Nein, nein," erwiderte der Andere, der noch einiges menschliche Gefühl zu haben schien, „laßt den armen Teufel nicht ohne Licht. Gebt ihm die Laterne, Freund, Ihr könnt sie morgen wieder holen, wenn Ihr die Lampen putzt."

Der Mann brummte, that aber doch, wie ihm La Heuterie geheißen. Nachdem sie nun die Laterne an dem Lampenhaken befestigt, gingen sie fort und überließen es Philipp in der Einsamkeit über sein Schicksal nachzudenken.

„Ich hab's zuletzt selbst über mich gebracht," dachte Philipp, als er umherstarrend alle Schrecken der Bastille, von denen er je geträumt, mehr als verwirklicht vor sich sah, und sein Lebensmuth schien in ihm zu versiegen. Abgeschnitten von jeder Gemeinschaft mit andern menschlichen Wesen, hatte er kein Mittel, seine Lage bekannt zu machen, und der schreckliche Gedanke an die Tortur erschütterte seine Entschlossenheit, entmannte sein Herz.

Es wäre keine angenehme Aufgabe, seinem Gedankenlaufe in allen seinen Windungen zu folgen. Wenn er sich seiner glücklichen Hütte im Walde von Mantes, seines Weibs, seiner Kleinen erinnerte, kam der augenblickliche Gedanke über ihn, alles zu gestehen. Gleich darauf fiel ihm der Ruin der Königin, der Tod des Grafen von Blénau und eine endlose Reihe von Schrecken und Uebeln für diejenigen ein, welche ihm ihr Vertrauen geschenkt, und sein Herz war nun besseren Vorsätzen wieder zugänglich. Er rief jedes großmüthige Gefühl seiner Natur zu Hülfe, und obzwar nur ein gemeiner Landmann, kämpfte er doch edelmüthig gegen die entehrende Gewalt der Furcht.

Schlaf aber blieb ihm versagt, und so saß er denn kummervoll auf seinem Strohbunde, und sah dem Licht in der Laterne zu, wie es Zoll um Zoll nieder brannte, bis es endlich in der Röhre aufflackerte, dann sank, dann sich nochmals zu hellem Flimmer erhob und — erlosch. Nun befand er sich in völliger Dunkelheit und tausend vage, schreckliche Phantasien drängten sich in seinem Gehirn, während er da saß und das Kommen des Tags berechnete, wo doch wenigstens die momentane Gegenwart des Wärters die schreckliche Einsamkeit seiner Lage unterbrechen würde. Stunde um Stunde schlich hinweg, und kein Lichtstrahl verkündigte ihm, daß es nun Tag sey. Zuletzt ging die Thüre auf und der Wärter trat herein, mit einem frischen Licht in der Hand, wodurch Philipps Vermuthung, daß kein Tages-

licht in seinen Kerker dringe, zur schrecklichen Gewißheit erhoben ward.

Der Wärter nahm die Laterne weg, steckte dafür die Lampe auf und reichte dem unglücklichen Holzhauer einen Laib Brod und einen Krug Wasser. „Kommt,“ sagte er dann — es war Fouchard — in keinem sonderlich freundlichen Tone, „steht auf, ich muß Euch die Ketten abnehmen. Ihr bedürft ihrer auch wirklich hier nicht, denn selbst mit dem Witze der Schlange und der Kraft eines Löwen könntet Ihr Euch doch nicht von hier befreien.“

„Ich glaube es,“ antwortete Philipp, „aber ich hoffe, daß ich in Kurzem ganz frei seyn werde.“

„Dagegen ließe sich Manches erwiedern,“ entgegnete der Andere in etwas sarkastischem Tone, wobei er fortfuhr, die Eisen aufzuschließen. „Die Leute sind allerdings nicht sonderlich lange hier.“

„Wie so?“ fragte Philipp ängstlich, indem ihn dieser Ton stutzig machte.

„Nun seht,“ erwiederte der Wärter, „es gibt drei Wege, auf welchen die Gefangenen im Allgemeinen ganz frei werden, wie Ihr Euch auszudrücken beliebt, und der eine ist so gewöhnlich als der andere, wenn meine Erfahrung die richtige. Die Einen sterben unter der Folter, Andere werden herausgezogen, um enthauptet zu werden, Andere endlich ersticken in dieser Luft, und dieß letztere nennen wir am Heim — Weh sterben.“

Und mit diesen tröstlichen Worten nahm er die

Eisen unter den Arm, und verließ die Zelle, die er fest zu verschließen, nicht ermangelte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Nachdem wir den Holzhauer so unglücklich verlassen, als wir nur wünschen konnten, und Blénau wenigstens in einer Lage, die um nichts besser war als seine frühere, müssen wir zu Paulinen zurückkehren und sehen, was wir auf demselben Wege für sie thun können.

Wir haben bereits erzählt, daß sie in der Eile der Flucht über einen Stein fiel. Dieß ist jeder Zeit ein unerfreulicher Umstand, besonders aber dann, wenn man auf der Flucht ist; doch ließ sie sich dadurch keinen Augenblick länger, als unumgänglich nöthig war, von der Fortsetzung der ihrigen abhalten. Da sie ihren Verfolger durch irgend ein unerwartetes Hinderniß gleichfalls zurückgehalten sah, war sie im Augenblick wieder auf den Füßen. Sie ließ ihn seine Differenz mit Monsieur Chatpilleur auf eigene Rechnung abmachen, und floh, ohne sich einen Augenblick Zeit und Mühe zu Abtragung des schuldigen Danks zu nehmen, der Straße St. Antoine zu. Auch wußte sie ja nicht, daß der ehrliche Garkoch, in aufrichtiger Theilnahme an ihrem Schicksal, sich nicht nur zur bestimmten Stunde unter seine Hausthür gestellt, sondern sogar im Vorgefühle eines schlimmen Ausgangs hier ihre Rückkehr ängstlich abgewartet hatte.

Pauline, die ihrerseits diese Theilnahme nicht erwiederte, hatte den Garkoch völlig aus dem Sinn verloren, und da sie nichts weiter sah, als daß Jemand ihren Verfolger zurückhielt, floh sie, wie ich bereits erzählt, der Straße Saint Antoine zu. Sie kam dabei an Chatpilleurs kleiner Herberge vorüber, ohne irgend ein Gefühl auszutauschen, selbst nicht einmal mit dem „feinschmeckenden Eber," und sprang mit derselben Geschwindigkeit an der Bude eines Posamentiers vorbei. Der nächste Laden gehörte einem Spitzen-, der folgende einem Kunsthändler. Zwischen Beiden zog sich ein schmaler Durchgang oder cul de Sac hin, und da diese Handtierungen das volle Tageslicht erforderten, waren die Wohnungen mit Riegeln und Schlössern verwahrt, und kein einziger Lichtstrahl konnte dem Wanderer auf seinem dunkeln Pfade leuchten.

Eben als Pauline an dem erstern Hause vorüberging, fühlte sie sich hinten am Gewand ergriffen, und im nämlichen Augenblick fiel ihr ein breiter spanischer Mantel über's Gesicht. Zugleich faßte sie ein gigantisches Armpaar um den Leib, erhob sie vom Boden und trug sie die Straße entlang. Da sie ganz natürlich glaubte in die Hände ihrer Verfolger aus der Bastille gefallen zu seyn, so bemerkte sie in ihrer Seelenangst nicht, daß sie in der entgegengesetzten Richtung fortgeschleppt ward; sie hielt sich für verloren und ergab sich lautlos in ihr Schicksal. Wer immer ihr Räuber seyn mochte, er trug sie mit der Leichtigkeit einer Feder; nachdem er einigemal seine Richtung geändert,

hielt er an, stellte sie auf den Boden und während er ihr fortwährend mit der einen Hand den Mantel über's Gesicht hielt, schien er mit der andern eine Thüre zu öffnen. Im nächsten Augenblick ward sie wieder aufgehoben, und augenscheinlich eine kleine Wendeltreppe hinaufgetragen. Oben angelangt öffnete sich eine Thüre, und nun konnte Pauline durch den Mantel hindurch bemerken, daß sie sich in einem beleuchteten Raume befand. Beim Aufgehen der Thüre rief Jemand, „sie ist es, o Jesus, sie ist's wirklich," und zwar dieß in einem Tone, der so sehr der Stimme Luisens, des Kammermädchens, glich, daß Pauline mehr als je verwirrt ward. Sie wurde nun von ihrem Räuber auf einen Stuhl gesetzt, und nachdem er ihr zu größerer Sicherheit den Mantel um den Kopf gebunden, erfolgte ein kurzes Geflüster mit der andern Person, worauf, wie es Pauline schien, Jemand das Zimmer verließ. Nun ward ihr die Bedeckung von den Augen genommen, und sie fand sich in einem kleinen, nichts weniger als gut eingerichteten Stübchen. Außer ihr war Niemand zugegen als ein hübscher Mann von gigantischen Formen und mit dem verwegenen Blick, der den Bravo errathen ließ. Seine ziemlich anständige Kleidung bestand in einem Wamms von grünem Taffent, mit goldnen, etwas abgetragenen Borten, und Beinkleidern von demselben Zeuge, an der Seite mit rothen Bändern besetzt. Dazu kam noch der Mantel, den er im Augenblick zu dem bewußten Gebrauch abgelegt hatte. Im Ganzen sah er nicht

übel aus, obgleich in Haltung und Miene eine gewisse Gesetzlosigkeit sich ausdrückte, welche Paulinen zurückschreckte.

„Habt keine Furcht, Fräulein,“ sagte er in ächt norrmännischem Accente, „keine Gefahr, keine Gefahr!“ und dabei suchte er sie möglichst zu beruhigen. Seine Beredsamkeit war übrigens nicht sonderlich groß, und in keinem Fall geeignet, die Angst einer Dame zu beschwichtigen; und was allein Paulinen einigermaßen beruhigen konnte, war die Ehrerbietung, womit er ihr begegnete. Denn er hielt die Mütze in der Hand und wiederholte zu mehreren Malen, daß ihr gewiß kein Leid geschehen solle oder könne.

Sie hörte ihm zu, ohne seinen Worten besondern Glauben zu schenken, denn dazu war ihre Angst zu groß; ihr einziges Bemühen war vielmehr, sich aus der Umgebung eine genauere Kenntniß ihrer gegenwärtigen Lage zu abstrahiren. Soviel war ihr klar, daß sie nicht in der Bastille seyn könne. Da waren keine Riegel und Stangen an der Thüre mit all den künstlichen Vorrichtungen, die nach Art der Mäusefallen dem eigenen Erfinder fast unauflöslich sind. Vielmehr hatte die Stubenthüre ein einfaches, hölzernes Schloß, dessen Schlüssel mit etwas nachlässiger Neigung gegen unten sehr bequem im Loche stack, nicht unähnlich der Zunge eines Hundes an einem heißen Tage. Je länger Pauline umherstarrte, um so größer ward ihre Verwirrung, und nachdem sie zwanzigmal sich entschlossen, zu sprechen, und es aus Mangel an Muth ebenso

oft wieder unterlassen hatte, brachte sie zuletzt einen articulirten Laut hervor, welcher ungefähr die Frage enthielt, wo sie denn wäre. Der Normann, welcher bisher auf- und abgegangen, wie wenn er Jemand erwartete, blieb stehen und bat mit ehrerbietiger Verbeugung, das Fräulein möge überzeugt seyn, daß sie sich in Sicherheit befinde.

Das Eis war nun gebrochen und Pauline fragte, „hörte ich nicht vorhin die Stimme meines Mädchens Luise?"

„Nein, es war mein Weib," erwiederte der Normann trocken, und damit begann er seine Wanderungen aufs Neue, während unsere Heldin wieder in ihr altes Schweigen verfiel. Zuletzt hörte man draußen etwas tappen, der Normann ging hinaus und machte die Thüre hinter sich zu, doch nicht ganz. Es erfolgte nun ein Gespräch zwischen ihm und einem Dritten, wovon Pauline einige abgebrochene Sätze vernahm, die zwar nur wenig zur Aufklärung ihrer Lage beitrugen, dem Leser aber von Nutzen seyn mögen.

Anfangs wurde nur ganz leise geflüstert, bald aber platzte der Normann heraus: „Sakerment, ich sag' Euch, sie war drinnen. Ich fieng sie erst, als sie wieder herauskam."

„Der gnädige Herr wird auf uns Beide sehr böse seyn," antwortete der Andere. „Wie ich von Euch kam, kann ich mir nicht klar machen; ich ging nur hinaus, der kleinen Jeannette zu rufen, und war nicht über fünf Minuten weg."

„Und ich trat in den 'fressenden Eber'," erwiederte der Normann, „welcher, wie Ihr wißt, gerade gegenüber ist. Da dacht' ich alles am besten sehen zu können. Aber der verdammte Kerl, Jacques Chatpilleur, hatte immer was vor der Thüre zu sehen, und da ich meine zweite Flasche nicht bekommen konnte, ging ich selbst darnach in den Keller, und so lang ich unten war, muß sie vorbeigeschlüpft seyn."

„Und wie brachtet Ihr's denn heraus, daß sie in die Bastille hineingekommen?" fragte der Andere.

Der Normann antwortete so leise, daß Pauline nur die abgerissenen Worte vernahm: „Hörte ein Geschrei — sah sie ganz toll vorbeirennen — warf den Mantel über sie und brachte sie hieher."

„Vielleicht war sie doch nicht drinnen," sagte der Andere; „in jedem Fall müssen wir es aber dem gnädigen Herrn so darstellen. Ihr schwört, daß Ihr sie ergrifft, als sie hineinwollte, und ich schwöre, es gesehen zu haben."

Eine neue Berathschlagung fand nun Statt, aber in solcher Eile, daß Pauline nichts davon verstand, obgleich sie selbst der Gegenstand davon war. „Ob sie wird nichts sagen, schon um ihrer selbstwillen nicht," sagte die eine Stimme. „Sie würde sicher verbannt, wenn sie es gestände, und was Die in der Bastille betrifft, seyd gewiß, die halten reinen Mund."

Nun kam etwas von einem Briefe vor, und dann sagte der Normann: „Der gnädige Herr glaubt nicht, daß sie einen Brief hatte. Gewiß hatte sie keinen.

Es war bloßes Maulwerk, darauf dürft Ihr Euch verlassen. Sie waren zu schlau, einen Brief zu schicken, den man bei ihr hätte finden können. Nein, nein, sie verstehen ihre Sache besser."

„Wohl denn," erwiederte der Andere, „je bälder wir sie wegbringen, um so besser; der Wagen hält unten; aber Ihr müßt ihr die Augen verbinden, denn sie kennt die Livree."

„Ja, Eure verfluchte Livree hat uns schon einmal verrathen," sagte der Normann. „Holla, da droben, mein Herz, gib mir ein Schnupftuch, ich will ihr damit die Augen verbinden, denn der Mantel erstickt sie fast, das arme kleine Ding!"

Ein leichter Tritt ward die Stiege herab vernehmbar, und eine dritte Person kam zu den zweien. Pauline verstand zwar nicht, was sie sagten, glaubte aber dennoch aus dem Geflüster die Stimme Luisens, ihres Mädchens, zu erkennen. „Leid zufügen!" sagte der Normann, „wir wollen ihr kein Leid zufügen, meine Liebe! Sie wird nach Maine hinabkommen zur Gräfin, und so glücklich seyn, als eine Prinzeß. Gib dem Herrn den Koffer, und mach Dich fertig bis ich wiederkomme, denn Du weißt, wir haben auch eine Reise vor, mein liebes Weibchen!"

Der Normann ergriff die Klinke und an dem Geräusch ließ sich erkennen, daß die Gesellschaft aufbrach. Gleich darauf trat er in die Stube und kündigte Paulinen an, daß sie sich nochmals die Augen verbinden lassen müsse. Da jeder Widerstand vergeblich gewesen

wäre, ergab sie sich auf die beste Weise in ihr Schicksal. Auch hatte sich ihre Furcht über dem, was sie von dem Gespräche verstanden, bedeutend gelegt, so daß sie versuchte, noch weitere Aufschlüsse aus dem Normann herauszubringen. Aber darin war er unerbittlich; er verband ihr die Augen mit dem Tuche so vollkommen, daß sie unmöglich etwas sehen konnte und geleitete sie die Stiege hinab, sehr besorgt, sie vor dem Fallen zu bewahren. Im Freien angelangt, hob er sie leicht in den Wagen, setzte sich zu ihr, und befahl zuzufahren.

Letzteres hatte nicht lange gedauert, als der Wagen stille hielt. Pauline ward herausgehoben, eine Zahl steinerner Stufen hinaufgeleitet, in ein Gemach geführt und hier in einen Armstuhl gesetzt. Aus der luxuriösen Weichheit des letztern konnte sie schließen, daß die dießmalige Einrichtung von der letzten sehr verschieden seyn müsse. Es entstand ein kleines Geräusch, dem ein ziemlich langes Flüstern folgte, und dann schienen Alle das Zimmer zu verlassen. In der Meinung, allein zu seyn, fuhr Pauline mit der Hand nach der Binde, um sie sich abzunehmen, und wär's auch nur einen Augenblick, aber ein lautes „Laßt das" des Normanns verhinderte sie daran. Gleich darauf ging die Thüre auf, und sie hörte Jemand auf sich zukommen.

„Schließt ab," sagte eine Stimme, die sie früher nie gehört. „Marteville, Ihr habt Eure Sache recht

gemacht. Seyd Ihr gewiß, daß sie mit Niemand im Gefängniß sprach?"

„Ich will darauf schwören," antwortete der Normann mit der kecken Betheurung eines entschlossenen Lügners. „Fragt Euren Diener Chauvelin, gnädiger Herr, er war dabei und sah, wie ich sie ergriff, ehe sie am Thore war."

„So sagt er," erwiederte der Andere; „aber verlaßt das Zimmer; ich muß mit der Dame selbst reden. Wartet draußen."

„Sakerment!" brummte der Normann vor sich hin, als er hinausging, „nun wird er alles erfahren und ich bin ruinirt."

„Fräulein von Beaumont," sagte der Bleibende, „Ihr habt Euch in eine rasche, gefährliche Unternehmung eingelassen. Wär' sie Euch gelungen, möchte nach dem Gesetze die Bastille und eine schwere Strafe Euer Lohn seyn. Nur durch zeitige Vorkehrungen konnte ich Euch vor solchem Loos bewahren, es thut mir aber leid Euch sagen zu müssen, daß zur Sicherheit aller Parteien eine längere Entfernung von Euren Freunden nothwendig geworden ist."

Hier hielt er an, wie es schien in Erwartung einer Antwort, und nach augenblicklicher Erwägung hielt es Pauline fürs Beste, eine solche nicht zu verweigern. Sie hoffte dadurch nähere Aufschlüsse über die Art, wie er mit ihrem Unternehmen bekannt geworden, so wie über ihre künftige Bestimmung zu erhalten. „Ich erkenne, mein Herr," begann sie, „an Eurer Sprache,

daß Ihr in der Gesellschaft denselben Rang einnehmt, wie ich, aber ich kann mir nicht vorstellen, wie ein Kavalier darauf verfallen kann, gefahrvolle Unternehmungen und verbrecherische Handlungen einer Dame zu unterstellen, die er nicht kennt und nicht kennen kann."

„Mein theures Fräulein," erwiederte Jener, „Ihr bringt mich zum Lachen. Ich hätte wirklich nicht gedacht, meine diplomatische Kunst gegen einen so schönen, jugendlichen Widersacher vonnöthen zu haben. Aber erlaubt mir nur die Bemerkung, daß wenn junge Damen vom höchsten Range in den Kleidern ihrer Dienstboten bei Nacht auf der Straße gefunden werden, sie ihr Benehmen schlimmerer Mißdeutung aussetzen, als ich bei Euch gethan habe. Allein, Fräulein von Beaumont, ich kenne Euch und den Geist Eurer Familie zu gut, um der Vermuthung Raum zu geben, daß irgend ein anderes als ein sehr großes, mächtiges Motiv Euch in Eure gegeowärtige Lage gebracht habe. Nehmt die Binde von Euren Augen — ich habe keinen Grund, letztern auszuweichen — und sehet selbst, ob sich das Fräulein von Beaumont in einem schicklichen Aufzug befindet."

In demselben Augenblick riß Pauline das Schnupftuch weg, und ihr eigenes Bild, in einem ungeheuren Armstuhl von grünem Sammt sitzend und in der Tracht einer Languedoc'schen Bäuerin, sah ihr aus einem großen venetianischen Spiegel entgegen. Die breite Haube war vom Normann zurückgeschlagen worden,

als er ihr die Augen verband, und das losgewundene dunkle Haar hing in vollster Verwirrung über ihr Gesicht. Luisens rother Zeugrock hatte sich in den Kreuzgängen der Bastille mit einer bedeutenden Masse Staub versehen, und der Fall vor dem Glacis Schmutzflecken und einige unbedeutende Risse zurückgelassen. Vorzüglich aber machte sich ein gewaltiger Riß an der Seite kund, das Werk Philipps, des Holzhauers, als er sich bemühte, das Gewand von den Thorriegeln loszureißen. Die schwarze Schnürbrust endlich trug eine Garnitur grünlichen Schimmels, als Andenken der Mauervertiefung, in die sich Pauline vor der Wache versteckt hatte.

Dabei war ihr Gesicht tödtlich blaß über all dem Schrecken, der Anstrengung, der Seelenangst, die sie erduldete, so daß das Spiegelbild im vollsten Gegensatz stand zu dem sonst so eleganten und blühenden Fräulein von Beaumont. Sie fuhr beinahe über ihrer eigenen Erscheinung zurück, faßte sich aber doch schnell, richtete nun ihre Blicke auf das äußerst glänzend und kostbar eingerichtete Zimmer, das mit tausend seltenen und luxuriösen Gegenständen aus allen Theilen der Welt gefüllt war.

Indessen fesselten diese ihre Aufmerksamkeit nicht. Dagegen stand nur wenige Schritte von ihrem Stuhl ein schlanker, eleganter Mann, in den Jahren die wir die mittleren zu nennen pflegen, doch eher am Anfang als am Ende derselben. Seine Kleidung war glänzend nach dem Geschmacke jener Zeit, und der hübsch auf-

gestutzte Kinn- und Knebelbart, die zierlich zurecht gelegten dunkeln Locken und die ängstliche Harmonie und Symmetrie seines ganzen Anzugs standen mit dem gedankenvollen, würdigen Ausdruck seiner Augen, die mit wichtigern Dingen beschäftigt schienen, in vollem Widerspruche. Van Dyk hat dergleichen Gesichter und Kostüme auf uns gebracht, aber wenige seiner Portraits möchten an Würde des Ausdrucks und in der Pracht der Kleidung unserem Unbekannten gleichgekommen seyn.

Er schwieg einen Augenblick und ließ dem Fräulein Zeit, alles gehörig ins Auge zu fassen, und erst als ihre Blicke auf ihn selbst fielen, fragte er lächelnd: „Nun, Fräulein von Beaumont, erinnert Ihr Euch meiner?"

„Nicht im Geringsten," erwiederte Pauline, „wir können einander wohl nie gesehen haben, mein Herr."

„Und doch war's der Fall," meinte er, „aber freilich auf einige Entfernung. Indeß, schaut in den Spiegel und sagt mir, ob Ihr Euch selbst erkennt?"

„Kaum," sagte Pauline, erröthend.

„Nun denn, mein schönes Fräulein, so hoff' ich Ihr werdet auch nicht mehr nach den Gründen fragen, warum ich Euch gefährliche Unternehmungen und strafbare Handlungen zuschrieb. Um aber Eure Zweifel auf einmal zu beseitigen, so lest dieß Papier, wo Ihr eine ziemlich genaue Beschreibung Eurer Person finden werdet." Damit überreichte er Paulinen ein kleines Pergamentblatt, das mit den ernsten Worten begann:

„Auf Befehl des Königs," und sodann einen Verhaftbefehl gegen Fräulein Pauline, Tochter des verstorbenen Marquis von Beaumont und der Frauen Anna von la Hautière, enthielt. Form und Inhalt bürgten dergestalt für seine Aechtheit, daß hierüber selbst für die Augen des gewandtesten Advokaten an der Cour des Aides nichts zu feilschen und zu markten übrig geblieben wäre.

„Was meint Ihr nun, Fräulein?" fragte der Unbekannte, als er ihr Erstaunen, ihre Bestürzung gewahrte.

„Ich habe nichts weiter zu sagen, mein Herr, als daß ich meinem Schicksal mich unterwerfe. Inzwischen hoffe ich, wird man mir aus Gründen der Humanität den Anblick meiner Mutter gestatten, entweder ehe ich ins Gefängniß gebracht werde, oder in demselben."

„Ihr mißversteht mich," sagte der Andere, „es ist von keinem Gefängniß die Rede. Man läßt Euch blos eine kleine Reise aufs Land machen, und dabei wird Eurer Bequemlichkeit, Eurer Convenienz volle Rücksicht getragen werden. Bei Uebernahme Eurer schwierigen Aufgabe mußtet Ihr Euch natürlich auch auf die Folgen gefaßt machen. Da sie Euch nicht geglückt, wird Eure Strafe nicht schwer seyn, aber da das Gouvernement jeder Kommunikation zwischen verdächtigen Parteien unumgänglich zuvorkommen muß, werdet Ihr Euch auch solange in die Abwesenheit vom Hofe schicken müssen, bis die ganze Angelegenheit zu Ende geführt ist. Denn weder die Königin, noch sonst

Jemand darf über den Erfolg Eurer Botschaft ins Klare kommen."

Pauline legte sich aufs Bitten, um wenigstens ihre Mutter sehen zu dürfen, aber vergebens. Der Fremde blieb taub gegen alle Vorstellungen und Versprechungen. Das Einzige, was sie erhielt, war die Versicherung, daß Frau von Beaumont über ihre Lage beruhigt werden sollte, und daß man vielleicht nach einiger Zeit einen Briefwechsel zwischen Mutter und Tochter gestatten werde. „Hört mich," sagte der Fremde, indem er damit alle weiteren Ansinnen auf einmal abschnitt, „in einer Stunde erwarte ich den König und den Hof von Chantilly, und zuvor noch müßt Ihr Paris verlassen. Zu Eurer Bedienung soll Euch eine Person Eures Geschlechts begleiten, die Euch die Eurem Range schuldige Ehrerbietung zukommen lassen wird, aber richtet um Eurer selbst willen keine Fragen an sie, denn ich gestatte meiner Dienerschaft nie, meine Angelegenheiten mit irgend Jemand abzuhandeln. Sie darf sogar nicht einmal meinen Namen erwähnen, außer auf mein ausdrückliches Geheiß und zu erlaubtem Zwecke. Ich verlaß Euch nun, und werde Mathurine herschicken, die Euch beim Wechseln der Kleidung an die Hand gehen wird. Das Nöthige findet sich hier in dem Koffer. Dann nehmt Ihr einige Erfrischungen und macht Euch möglichst bald auf den Weg. Am Ziel der Reise werdet Ihr Jemand treffen, dem ich Euch empfohlen, und Ihr werdet dann auch erfahren, in

wessen Händen Ihr Euch befindet. Gegenwärtig habe ich die Ehre, Euch Lebewohl zu sagen."

Die Ungewißheit ihres Schicksals, die Trennung von ihrer Mutter, die Unbestimmtheit ihres künftigen Aufenthaltsorts, die absolute Unmöglichkeit, mit ihren Freunden in Verbindung zu treten: all dieß erfüllte Paulinens Phantasie mit schrecklicheren Bildern, als irgend eine bestimmte Gefahr vermocht hätte, und als der Fremde sich zum Gehen wandte, verbarg sie ihr Gesicht in ihre Hände und weinte bitterlich.

Ihr Schluchzen entging ihm nicht, und da er ihren Thränen einen andern Grund unterlegen mochte, kehrte er noch einmal um und sagte leise: „Weint nicht, liebes Kind! ich gebe Euch mein Wort, daß Ihr gut und mild behandelt werden sollt. Ich weiß, Ihr wolltet den Grafen von Blénau besuchen; weiß auch, daß persönliche Theilnahme sich in die Sache mischte. Gewiß, Fräulein, ich fühle mit Euch und vielleicht gewährt Euch die Versicherung einigen Trost, daß Herr von Blénau wenigstens Einen Gönner im geheimen Rathe hat, der sich bemühen wird, dem Verfahren gegen ihn einen möglichst gelinden Ausschlag zu geben."

Damit verließ er das Zimmer, und einen Augenblick darauf trat der angekündigte weibliche Dienstbote ein. Es war eine gesetzte, ehrbare Person, um die Fünfzig, etwas geziert nach der Weise alter Jungfern, aber ohne das Widerwärtige derselben. Bereits mit Paulinens Stand bekannt, bemühte sie sich in schweigender Ehrerbietung, sie von der lästigen Verkleidung

zu befreien, wobei sie aber doch vor sich hin murmelnd die Bemerkung nicht unterdrücken konnte: „Mein Gott! ein gnädiges Fräulein in solchem Aufzuge!“ Dann lenkte sie Paulinens Aufmerksamkeit auf den Inhalt des Koffers, indem sie fragte, welches Kleid sie anziehen wolle, und nun bemerkte diese erst, daß jener einen beträchtlichen Theil ihrer eigenen Garderobe enthielt. Trotz des Verbots konnte sie sich der Frage nicht enthalten, wie ihre Kleider hieher gekommen seyen, aber Mathurine wußte es entweder nicht, oder stellte sich so, und Pauline erfuhr nichts. Nach beendigter Toilette trug Mathurine einige Erfrischungen auf, welche sie an der Thür von einem Diener in Empfang nahm, und drang in Paulinen etwas zu sich zu nehmen. Anfangs schlug diese es aus, als aber Jene auf eine so zartfühlende Weise in sie drang, daß sie es wohl nicht zurückweisen konnte, genoß sie etwas von dem Kaffee, der damals für eine große Seltenheit galt. Zu mehr ließ sie sich nicht bewegen, Mathurine rief daher dem Diener, den Koffer auf den Wagen zu packen, und kündigte Paulinen an, daß es nun Zeit sey, abzureisen.

Pauline sah, daß Widerstand oder Aufschub vergeblich seyn würde, sie folgte daher Mathurinen die prächtige Treppe hinab in den Hof, wo eine Rollchaise bereit stand. Unser alter Bekannter, der Normann, hielt den offenen Schlag und zwei Diener zu Pferd waren bereit, dem Wagen zur Bedeckung zu dienen. Mathurine folgte Paulinen und setzte sich neben sie,

der Normann warf den Schlag zu, öffnete das Hofthor, und das Fuhrwerk rollte auf die Straße hinaus.

Wir wollen uns nicht die Mühe nehmen, dem Fräulein von Beaumont zu folgen. Es genüge zu bemerken, daß die Reise diese Nacht und die zwei folgenden Tage dauerte, und am Abend des zweiten Tages in der schönen Umgebung von Chateau du Loir ihr Ziel erreichte. Die lachenden Hügel, mit den ersten Reben bedeckt, die reichen, über die Straße herhängenden Obstbäume, fast brechend unter dem Segen einer freigebigen Natur, die balsamische Luft eines warmen Septemberabends, die rosigen Wangen der Landmädchen und die klaren, glatten Windungen des Flüßchens Loir: * all dieß verkündigte ihnen, daß sie sich der glücklichen Landschaft Touraine näherten. Endlich rief Mathurine, nachdem sie den Kopf mehr als einmal aus dem Wagen gestreckt, mit freudestrahlendem Gesicht auf einen Punkt weisend: „Dort ist das Schloß."

Pauline folgte dieser Richtung mit den Augen, und auf hohem Grunde, der die Bäume und das Buschwerk des sich krümmenden Flusses überragte, gewahrte sie eine Gruppe von Thürmen und Zinnen mit den konischen Schieferdächern, mannichfaltigen Wetterhähnen, langen engen Fenstern, übereinander gebauten Thürmchen und all den unterscheidenden Merkmalen eines alten französischen Schlosses.

* Nicht zu verwechseln mit der Loire.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ich kann mir leicht vorstellen, wie groß die Unruhe des Grafen von Blénau seyn mochte, so lange er über das Entkommen Paulinens in Ungewißheit war, und bei dem geneigten Leser wird es wohl derselbe Fall seyn.

Nehmt und zeichnet ihn hin, wie Sterne seinen Gefangenen. Seht, wie er mit der Pein des Zweifels auf der Stirne und im Herzen auf- und abgeht, die leiseste Bewegung im Hofe belauschend, jeden Fußtritt der Schildwache auffangend und ihn der Rückkehr des Gouverneurs zuschreibend, in ewigem Kampf zwischen Hoffnung und Furcht, wobei letztere stets Sieger bleibt. Dabei beschwört er tausend ebenso unglückliche als unwahrscheinliche Folgen herauf, ohne auf die einzig wahre zu verfallen, und schafft so seinen Busen zur Hölle um, sein eigen Herz darin zu peinigen.

Dieß war der Seelenzustand unseres Helden im Verlaufe der Zeit, die dem Gouverneur zu Erfüllung seiner Amtsobliegenheiten nach sonstigen Vorgängen zugemessen werden konnte. Als diese Zeit aber längst vorüber war, und immer noch keine Nachrichten über Paulinens Entkommen verlauteten, wurde die Ungewißheit für eine sterbliche Brust zu drückend, und eben war er im Begriffe, Alles zu wagen und in den Hof hinabzusteigen, als der Ruf der Schildwache das Nahen eines Dritten verkündigte. Im nächsten Augenblick trat der

Gouverneur ein mit bleichen, von Zorn geschwellten Zügen, während die Lippe von übelverhaltener Wuth zitterte.

„Herr von Blénau," begann er, in einem Tone, den er sich früher nie gegen seinen vornehmen Gefangenen angemaßt, „es ist nicht Alles in der Ordnung. Diesen Abend hat sich eine Frauensperson unter dem Namen der Tochter des schuftigen Holzhauers in die Bastille geschlichen, und ich habe Gründe zu vermuthen, daß sie Euch Briefe oder mündliche Botschaft gebracht hat. Ich will aber dahinter kommen, beim Himmel, das will ich."

„So habt Ihr sie angehalten?" fragte Blénau, der in seiner Angst um Paulinen alle Vorsicht vergaß.

„So, mein Herr Graf," sagte der Andere, indem er ihn scharf und zornig fixirte, „so wißt Ihr denn also, daß sie hier gewesen? Aber wißt Ihr auch, Herr, daß es mich den Kopf kosten kann?"

„Wohl möglich, wenn Ihr's weiter sagt," meinte Blénau, der inzwischen seine Fassung wieder erlangt, und aus der zornigen Sprache des Gouverneurs auf ein glückliches Entkommen Paulinens schließen zu dürfen glaubte. „Hört mich, Herr Gouverneur," fuhr er mit ruhiger Stimme fort, da sein Entschluß bereits feststand, „laßt uns offen gegen einander handeln, und als Freunde, wie wir bisher gethan haben. Gewissermaßen haben wir Beide einander in der Hand. Versucht nicht von Eurer Seite irgend ein Bekenntniß von mir herauszulocken, und ich will mich auch der Vor-

theile nicht bedienen, die Ihr mir über Euch gegeben haben möget."

„Ich verstehe Euch nicht, Herr," schrie der Gouverneur, noch immer zornig; „ich habe Euch keinen Vortheil über mich eingeräumt. Beim Himmel, ich will Haussuchung halten, ja Herr, Eure Person selbst soll durchsucht werden!"

„Ist das Eure Meinung?" erwiederte Blénau, indem er kaltblütig das Billet der Königin aus dem Busen zog und es über die Lampe hielt, bis es Feuer faßte. Zwar suchte es der Gouverneur vorstürzend zu erhaschen, aber der kräftige Arm des Grafen hielt ihn so lange in der Entfernung, bis die wenigen Zeilen unwiederbringlich vernichtet waren. Dann erst ließ er ihn los, wies auf einen Stuhl und sagte: „Nun, Herr Gouverneur, setzt Euch, und horcht auf einige Worte gemeinen Menschenverstand." Der Gouverneur setzte sich mit einem Blicke unaussprechlicher Bosheit, der aber im Verlaufe der Rede Blénaus in den Ausdruck gedankenvoller Schlauheit überging. Blénau fuhr fort: „So steht die Sache: ich ward, wie ich mir vorstelle, Eurer Haft anvertraut, mit dem bestimmten Befehle, mich mit Niemand kommunizіren zu lassen. War's nicht so?" Der Gouverneur nickte bejahend. „Es geschah jedoch," fuhr der Graf lachend fort, „daß Ihr bei unserer ersten Konferenz eine Freundschaft von der großmüthigsten, uneigennützigsten Art" (der Gouverneur biß sich in die Lippe), „eine Art Liebe beim ersten Anblick, für mich faßtet. Für meine Bequemlichkeit setztet

Ihr die bestimmten Befehle des Kardinal-Staatsministers hintan, und zwar gestattetet Ihr einem Dritten nicht etwa nur Einmal den Zutritt zu mir, sondern zu jeder Zeit und wann ich es haben wollte. Ihr selbst nahmet es über Euch, die Dienste des Holzhauers für mich zu miethen, und Ihr bezahltet ihn von meinem Geld, und zu diesem, wie zu andern vortrefflichen Zwecken habt Ihr in der kurzen Zeit von sechs Tagen über tausend Kronen von mir bezogen." Der Gouverneur kratzte sich in der Verzweiflung hinter den Ohren und in der vollen Ueberzeugung, daß die Geschichte, so erzählt, seinen Kopf auf den Block bringen müsse, falls Richelieu davon Wind bekäme, verfluchte er sich selbst als einen Narren, den Grafen von Blénau als einen Schurken, und Philipp den Holzhauer als ein Mittelding zwischen Beiden. Dabei wünschte er höchst christlicher Weise die beiden Andern an den Galgen, wofern ihm dadurch gelänge, seinen Hals aus der Schlinge zu ziehen.

Obgleich Blénau in der Kunst des Gedankenlesens auf dem Gesichte nicht sonderlich bewandert war, errieth er doch leicht, was im Innern seines Gefährten vorging. Er sah ihn in der Lage eines geknebelten Hundes, und beschloß, die Peitsche ein wenig anzuwenden, ehe er ihn loslasse. „Wohlan, Herr Gouverneur," fuhr er fort, „unterstellen wir einmal, als bloße Hypothese, daß wirklich durch den Vorschub Eurer uneigennützigen Nachsicht diese verbotenen Mittheilungen von außen zu mir gelangt wären. Wie wolltet

Ihr nun unter solchen Umständen Euch benehmen? Solltet Ihr etwa zu dem strengen, unerbittlichen Richelieu hingehen und sagen: „Euer Eminenz verzeihen, ich habe Eure sämmtlichen Befehle absichtlich und böslich hintangesetzt, habe mir die äußerste Mühe gegeben, sie nicht gehandhabt zu sehen. Ja, es ist mir dermaßen gelungen, Eure Plane zu durchkreuzen, daß Herr von Blénau, von welchem ich tausend Kronen empfangen, und von dem ich im Augenblick seiner Befreiung noch tausend erwarte, — ich sage, daß dieser, mein guter Freund und Euer Feind, Alles erfahren hat, was Ihr ihm verbergen wolltet. Wirklich ein hübsches Geständniß von Berufstreue!"

Blénau schwieg, und der Gouverneur biß sich in die Lippe; einen Augenblick nachher aber sah er dem Grafen fest ins Gesicht und erwiederte: „Und doch wär's vielleicht das Beste!"

Allein Blénau ließ sich nicht täuschen. Die tödtliche Bläſſe auf der Wange des Gouverneurs, das ängstliche Rollen des erloschenen Auges bürgten ihm für den Eindruck, den seine Gründe bei Jenem hervorgebracht, und so fuhr er denn fort: „Allerdings möchte es das Beste seyn, wenn Ihr Euch das Haupt vor die Füße gelegt zu sehen wünscht, denn was würde Euer Geständniß den Kardinal nützen, nachdem das Unglück einmal geschehen ist? Wäre nicht folgende Argumentation besser: Hier ist ein junger Edelmann, den ich für unschuldig halte, für den ich Rücksichten habe, dem ich bereits Dienste geleistet, und welcher willig

und fähig ist, geleistete Dienste gehörig zu belohnen; überdieß wird er mich in keinem Falle verrathen. Wär' ich nun unter diesen Umständen nicht ein Thor vom ersten Rang, wenn ich eine Sache untersuchte, der ich wohl schwerlich auf den Grund kommen werde, und die, wenn es mir gelingt, ich nothwendig zur Anzeige bringen muß, während ich gegenwärtig nichts davon weiß und mich daher hinter den Schild der Unwissenheit sicher verbergen kann, ohne dabei irgend Jemand zu verrathen. Ja, sollte auch Alles an den Tag kommen, so wäre ich doch nicht schlimmer daran als zuvor. Sollte aber der Graf seine Freiheit erlangen, und dieß ist der wahrscheinlichere Fall, so gewinne ich, statt den Kopf oder den Dienst zu verlieren, tausend Kronen, womit ich mich für die gehabte Unruhe schadlos halten kann, und sichere mir noch überdieß seine Freundschaft auf Lebenszeit. Nun, Herr Gouverneur, so ungefähr sollte Euer Selbstgespräch lauten. Meiner Ansicht nach fallen alle Vernunftgründe blos auf Eine Seite. Ja, ließe sich auch auf irgend eine Weise Etwas von meinem Geheimniß herausbringen, wäret Ihr doch ein Thor, Euch diese Mühe zu nehmen, da Ihr nothwendig Euer eigener Ankläger seyn müßtet; und hiebei Alles zu verlieren und Nichts zu gewinnen wäre."

„Ihr sprecht gut, Herr von Blénau," antwortete der Gouverneur nachdenklich, „und Eure Gründe wären überzeugend, wenn sie die vorliegenden Thatumstände völlig erschöpften. Aber Ihr wißt nur die eine Hälfte; wißt nicht, daß Chavigny, dessen Auge nichts verborgen

bleibt, von dem Kommen des Mädchens unterrichtet, mir den Befehl sandte, sie zurückzuhalten. Der dumme Tropf von Thorschließer gab mir die Depesche erst nachdem sie hinaus war. Wie soll ich nun darüber wegkommen, wie?"

„So ist sie denn also wirklich entwischt?" fragte Blénau.

„Allerdings ist sie entwischt," sagte der Gouverneur verdrießlich, „scheint Ihr doch nur an sie zu denken; aber laßt mich Euch sagen, daß Ihr dabei ebenso betheiligt seyd als ich; denn erfährt man, daß sie hier war, so bekommt Ihr die peine forte et dure (den stärkern Grad der Folter), um zu bekennen, wer sie ist, und woher sie kam."

„Da weiß ich wirklich nicht, was zu thun ist," sagte der Graf. „Chavigny scheint Alles zu wissen."

„Nein, nein, er weiß nicht Alles," erwiederte der Andere, „denn im Briefe steht: sollte ein Mädchen in einem rothen Kleid mit schwarzem Mieder am Festungsthor nach dem Grafen Blénau fragen, so sollen wir uns ihrer versichern. Sie hat aber Euren Namen nie erwähnt, und Gott weiß, ich achtete nicht auf ihre Kleidung."

„Dann ist alles sehr einfach," bemerkte der Graf, „es ist also auch gar keine solche Person hier gewesen. Es ist dieß keine Ehrensache, wo man verpflichtet ist, den Verdacht nicht minder, als das was man wirklich weiß, mitzutheilen. Es ist Niemand ans Thor gekommen,

der nach mir fragte, und demgemäß antwortet auch Chavigny."

„Aber der Pförtner, Herr von Blénau," bemerkte der Gouverneur ängstlich, „er wird beichten. Alle andern Angestellten hängen von mir ab, sind von mir angenommen und müssen wandern, wenn ich meine Stelle verliere; nur der Pförtner ward vom Kardinal selbst ernannt. Was soll mit diesem geschehen?"

„O den braucht Ihr nicht zu fürchten," meinte Blénau, „da seine Nachlässigkeit schuld war, daß Ihr die Ordre nicht zeitig genug erhieltet, so muß er es mit Dank annehmen, wenn Ihr die Sache vertuscht."

„Ganz recht, ganz recht," schrie der Gouverneur, mit dem Entzücken eines Mannes sich die Hände reibend, der sich von einer tödtlichen Verlegenheit plötzlich befreit sieht. „Wahr, wahr, ich will auf der Stelle zu ihm gehen und ihm tüchtig einheizen: der Kardinal, will ich drohen, soll alles erfahren, und Chavigny und der ganze geheime Rath! und dann, wenn er den Strick um den Nacken fühlt, will ich einlenken, mich mitleidig zeigen, ihm reinen Mund versprechen, ja daß ich nöthigenfalls darauf schwören würde, das Mädchen sey nie hereingekommen. Wie sollte es denn auch Chavigny erfahren? sie selbst wird es nie gestehen, und um jene Zeit wars schon zu dunkel, als daß sie Jemand hätte beobachten können. Morbleu! das wird sich gut machen."

„Auch ich sehe wenig oder keine Gefahr dabei," sagte der Gefangene, „in jedem Fall aber ist es besser,

als wenn Ihr den Hals selbst in die Schlinge streckt, was offenbar geschähe, wenn Ihr dem Kardinal die baare Wahrheit geständet."

„Nun, wir wollens in jedem Fall darauf ankommen lassen," erwiederte der Gouverneur, der, obzwar noch nicht von aller Furcht wegen einer möglichen Entdeckung befreit, doch sein gewöhnliches gefälliges Wesen wieder angenommen hatte. „Aber Eins, Herr von Blénau, bin ich sicher, werdet Ihr mir versprechen, nämlich daß Ihr diesen Versuch nie mehr wiederholen wollet, sollte sich selbst die Gelegenheit dazu bieten. Hinsichtlich des Uebrigen will ich mich in Voraussetzung, daß Ihr mich nicht verrathet und Eure Versprechungen haltet, auf Eure Ehre verlassen."

Blénau ging gerne darauf ein, und wiederholte die Zusicherung, des Vorfalls nie zu erwähnen, und dem Gouverneur für seine Gefälligkeit tausend Kronen bei seiner Befreiung zu bezahlen. Hiebei vergaß er aber den Holzhauer nicht, denn so sehr er sich über Paulinens Entkommen freute, so sehnlich wünschte er über das Schicksal eines Mannes beruhigt zu seyn, welcher so viel zu dem glücklichen Erfolge beigetragen hatte.

„Sagt mir nichts von ihm," sagte der Gouverneur, der bei der bloßen Erwähnung seines Namens wieder in Zorn gerieth. „Dieser verschmitzte Komplottant soll Euch nicht länger bedienen; es wird Euch freilich etwas hart ankommen, aber Ihr habt die Schuld

davon, und nicht ich, und müßt Euch eben zurechtschicken, so gut es geht."

„Das bekümmert mich wenig," erwiedere Blénau. „Aber ich bestehe darauf, daß er nicht mit Härte behandelt werde. Merkt es Euch, Herr Gouverneur, wenn ich erfahre, daß es ihm schlecht geht, so soll Chavigny Alles erfahren. Ich will lieber Alles wagen, als gleichgültig zusehen, daß ein Mann wegen seiner Theilnahme an meinem Schicksal leidet."

„Ihr bezahltet ihn natürlich gut," sagte der Gouverneur, höhnisch die Lippe aufwerfend, „nun muß er auch Etwas dafür leiden. Indeß, laßt Euch seinetwegen nicht bange seyn, man wird für ihn sorgen, nur soll er mit Eurer Erlaubniß, Herr Graf, nicht mehr in den Mauern der Bastille mit Euch zusammenkommen. Aber um Gotteswillen, was ist dieß für ein Gerassel an der Thür?" rief er aufspringend, indem wirklich ein ganz ungewöhnliches Geräusch von der Stiege her vernehmbar ward.

Er hatte auch wirklich alle Ursache, darüber in Erstaunen zu gerathen, denn nie mochte man wohl ein seltsameres, unharmonischeres Getöse in dem Bereich eines Gefängnisses gehört haben. Zuerst das „Wer da?" der Schildwache, dem eine Stimme entgegenbrüllte: „der Teufel." Dann ein wiederholtes „Wer da?" und als Antwort ein Gerassel, wie wenn ein Dampfkessel überliefe. Nun ging das Gewehr der Schildwache los, und dann erfolgten etwelche Streiche auf einen harten, klangreichen Körper, denen sich viel-

fache Flüche, Verwünschungen und Herzensergießungen beimischten, wie sie dazumal unter den niedern Ständen von Seiner allerchristlichen Majestät Unterthanen gäng und gäbe waren. Das Ganze machte zusammen eine sehr betäubende Musik.

Unfähig diese Scene zu begreifen, zog der Gouverneur vom Leder, warf die Thüre auf, und gewahre den furchtbaren Jacques Chatpilleur, Gastgeber und Garkoch, wie er siegreich auf dem niedergestreckten Körper der Schildwache stehend, demselben eine ungeheure Schmerpfanne fortwährend um den Kopf schwang. Das Gefäß, womit er den Sieg erfochten, war von der Kugel des Soldaten durchlöchert; dagegen hatte die eiserne Pickelhaube des Letztern manchen Bug davon getragen, und Gesicht und Kleidung waren zwar nicht mit Blut, wohl aber von dem eingemachten Huhn und seiner weißen Sauce, die beide noch eben Insassen der Pfanne gewesen, besudelt.

„Viktoria, Viktoria, Viktoria!" schrie der Koch, die Pfanne siegreich schwingend, „so hab' ich denn in Einem Abend zweimal gesiegt. Kann Mielcraye, kann Bouillon dasselbe von sich rühmen? Viktoria! Viktoria!" Aber hier ward er auf unangenehme Weise in seinem Siegsgeschrei unterbrochen, denn ein zufälliger Blick in die verhängnißvolle Pfanne zeigte ihm den Verlust des Inhalts, der vollständig über Bord gefallen war. Der Deckel war nämlich im Gefechte herabgefallen und hatte sein Heil in der Flucht die Treppe hinab gesucht. „Ach! mein Huhn, mein Huhn!" rief unser Held im

Tone vollster Verzweiflung, „das Nest ist noch hier, aber der Vogel ist ausgeflogen. Ach, mein Huhn, mein armes Huhn!“ und damit stieg er vom Körper des besiegten Feindes herab, und trat in Blénaus Gemach. Es ließ sich hiebei an seiner zickzackförmigen Bewegung unschwer erkennen, daß die dünnen Beinchen, welche den schweren Oberleib zu tragen hatten, durch eine außergewöhnliche Ladung des edlen Rebensafts Etwas affizirt waren.

Uebrigens war die ganze Scene so ausnehmend komisch, daß Blénau in ein unmäßiges Gelächter ausbrach, in das selbst der Gouverneur, trotz seines Unwillens über die Mißhandlung der Schildwache, mit einstimmen mußte. Nachdem er sich aber wieder gefaßt hatte, brach sein Zorn in ungemäßigten Ausdrücken über den armen Garkoch aus. Er fragte ihn, wie er es habe wagen können, sich so in der königlichen Festung zu benehmen und was aus des Grafen Nachtessen geworden sey. Natürlich ließ er es dabei an Beiwörtern nicht fehlen, die wir hier der Schicklichkeit wegen übergehen.

„Nun wohl, mein Herr,“ schrie der Garkoch mit ziemlich geringer Achtung vor dem Gouverneur, „was den Herrn hier angeht, der auf dem Bauche liegt, so hätte er mich einlassen und nicht auf mich schießen sollen. Er kannte mich ja schon längst. Immerhin hätte er einmal „Wer da?“ rufen können, denn so ist es einmal der Brauch.“

„Aber warum gabt Ihr ihm keine Antwort, verdammter Schuft?“ schrie der Gouverneur.

„Ich antwortete ihm ja,“ war die kecke Erwiederung. „Er rief: „Wer da?“ und ich antwortete „der Teufel“; denn der Teufel ist immer da. Und was das Nachtessen betrifft, so ist es zum Henker gegangen. Ich hab's über zwei Tölpeln verloren. Der Erste war ein verfressener normännischer Vagabund, der in meine Herberge kommt, und während ich eine Minute lang den Rücken wende, fischt er mir den fricassirten Aal aus der Pfanne, nimmt den gespickten Hahn vom Spieß und läßt mir das Nachsehen nach abgenagten Beinen und leeren Flaschen. Und nun verlier' ich über dem Kopf dieses Tölpels ein eingemachtes Huhn, das dem Magen eines Königs Ehre gemacht hätte. Großer Gott, großer Gott! soll denn mein Unglück kein Ende nehmen. Aber ich vergesse,“ fuhr er fort, „daß noch ein Fricandeau mit Sauerampfer da ist, nebst einer kalten Pastete, Beides ordentliche Lückenbüßer. Euer Gnaden unterthänigster Diener,“ und damit bückte er sich fünf- bis sechsmal vor Blénau; „Herr Gouverneur, empfehle mich bestens,“ und nun verneigte er sich in die Runde, sogar vor der Schildwache, die inzwischen wieder auf die Beine gekommen war, und taumelte in seinem bespitzten Zustande von hinnen. So entging er dießmal dem Zorn des Gouverneurs durch das versprochene Fricandeau, doch nicht ohne daß ihm dieser seine Strafe auf den nächsten Morgen zusagte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

„Marteville, Ihr habt mir einen guten Dienst geleistet,“ sagte Graf Chavigny, nachdem er Pauline im Damenzimmer des Hotels Bouthilliers verlassen, zu dem kräftigen Normann, den der geneigte Leser bereits erkannt haben wird. „Ihr wißt, ich lasse keinen solchen Dienst ohne Belohnung, und diese soll Euch nun um so gewisser werden, als ich neue Ansprüche an Euren Eifer zu machen habe. So laßt denn sehen, wie unsere Rechnung steht.“ Damit trat er an einen kleinen Schreibtisch, auf welchem ein Aufsatz von Ebenholz, mit Silber eingelegt, stand, zog einen Bund Schlüssel hervor und öffnete eine eiserne Schublade voll Gold- und Silbermünzen. Dann setzte er sich an den Tisch und der Normann stellte sich ihm zur Rechten, und nun begann die gegenseitige Abrechnung, wobei die dem Normann zu gut kommenden Items verschiedene Dienstleistungen von sehr interessanter Natur betrafen.

„Für das Anhalten des Couriers des Erzherzogs,“ sagte Chavigny, „und die Abnahme seiner Depeschen: ich dächte fünfzig Kronen wären genug.“

„Ich verlange auch nicht weiter,“ sagte Marteville, „das hätte jeder gewöhnliche Dieb thun können.“

„Aber ich hoffe, Ihr fügtet ihm kein Leid zu, denn er kam mit sicherem Geleite?“

„Leid zufügen! nein,“ erwiederte der Normann,

„wir sind die besten Freunde von der Welt. Als ich ihn auf der Straße traf, sagt ich ihm höflich, ich müßte seine Depeschen haben, und er habe nun die Wahl, ob er sich lieber die Gurgel abschneiden lassen oder eine Flasche Wein mit mir trinken wolle. Er wählte das Letztere, und beim Abschied versprach er mich zu benachrichtigen, wenn er das nächstemal wieder komme."

„Der Schurke!" sagte Chavigny, „das ist die Art, wie man uns dient. Nun kommt der Handel mit dem Grafen Blénau; was erwartet Ihr für die ganze Geschichte?"

„Nein, halt, gnädiger Herr," rief der Andere dazwischen, „Ihr vergeßt, es kommt noch ein kleines Item vorher. Setzt hin — einen Astrologen vorzustellen."

„Nun dafür habe ich Euch ja bereits fünfzig Kronen gegeben," erwiederte der Staatsmann, „Ihr übertreibts, Herr Marteville."

„Das war nur für die Auslagen, einzig dafür," meinte der Andere. „Mußt' ich mir doch den langen schwarzen Talar anschaffen, den ledernen Gürtel, bemalt mit allen himmlischen Zeichen, den weißen Bart und die Perücke, die mich allein zehn gute Kronen im Laden des Perückenmachers Jansen kosteten. Dazu noch eine passende Ausstaffirung des Pferds und meine Sterndeutermütze, die mir beinahe den ganzen Kopf bedeckte. Nun, gnädiger Herr, Ihr könnt mir doch nicht weniger als fünfzig Kronen geben, da ich überdieß

zwei volle Nächte im Freien kampirte und Gefahr lief, lebendig verbrannt zu werden."

„Damit hatte es keine Noth," sagte Chavigny, „doch lassen wir's passiren. Nun aber zum Uebrigen."

„Also zuerst und vorzüglich," erwiederte der Normann, indem er Punkt für Punkt mit dem rechten Daumen an den ungeheuern Fingern der linken Hand abzählte, „zuerst also dafür, daß ich mit des Fräuleins Zofe einen Liebeshandel anfing."

„Nein, nein," sagte Chavigny, „das wäre zu weit ausgeholt. Dieß gehört zur Ausstattung, die ich Euch versprochen, und wovon wir gleich nachher reden wollen. Aber habt Ihr sie wirklich geheirathet?"

„Noch nicht," antwortete der Normann, „wir wollen hernach sehen, was zu thun ist."

Chavigny ward roth und seine Stirne legte sich in schwere Falten. „Keine Ausflüchte, Herr. Ich befahl Euch, als Ihr sie letzte Nacht von Chantilly holtet, sie sogleich zu heirathen, und Ihr sagtet es zu. Warum ist es nicht geschehen?"

„Wenn ich die Wahrheit sagen darf, so ist's nicht geschehen, weil es gegen den Geschmack eines normännischen Edlen ist, mit dem Abtrag von anderer Leute Tafel verlieb zu nehmen."

„Seyd nicht unverschämt, Herr," schrie der Staatsmann. „Gab ich Euch nicht mein Wort, daß Euer Verdacht grundlos sey? Wißt, wenn auch Chavigny sich bisweilen zu Euch herabläßt, oder an ein Mädchen, wie diese Luise, einige unbedeutende Redensarten ver-

schwendet, geschieht es doch nur immer aus höheren Rücksichten, und ohne diese würde er solche Wesen nie mit einem einzigen Wort oder Blick beehren."

„Gut, gut, gnädiger Herr," sagte der Andere begütigend, als er das zornglühende Auge des Staatsmanns gewahrte. „Ich will sie ja nehmen, auf Normanns Ehre; seyd nicht zornig, ich will sie heirathen."

„Normanns Ehre thut es nicht," sagte Chavigny. „Es muß diese Nacht noch geschehen."

„So sey's denn in Gottesnamen!" rief der Normann, und murmelte dabei leise zwischen den Zähnen: „ich habe bereits vier lebende Weiber, so mag denn auch die fünfte dazu kommen."

„Was murmelt Ihr in den Bart, Herr?" fragte der Staatsmann. „Merkt wohl auf! in der nächsten Stunde findet Ihr einen Priester und zwei Zeugen in der Kapelle des Kardinals. Nach der Trauung bekommt Ihr ein Certificat vom Priester, das gebt Ihr meinem Intendanten, und wenn ich mich von seinem Inhalt überzeugt, bezahle ich Euch die versprochene Summe. Nun liquidirt weiter."

„Wohlan denn, gnädiger Herr," fuhr Marteville fort, „wie taxirt Ihr die Nachricht von der Reise des Fräuleins nach Paris und ihren Absichten?"

„Die ist allerdings viel werth," sagte Chavigny, „und für dergleichen Mittheilungen will ich auch immer mehr bezahlen, als für irgend einen Akt roher Gewalt. Schreibt hundert Kronen dafür auf und fünfzig für das Festhalten und Einliefern der jungen Dame.

Alles zusammen wird dann zweihundertundfünfzig betragen."

„Ja, Herr, ja, aber die Ausstattung, der Brautschatz, dessen Ihr erwähntet," rief der Normann. „Vergeßt das nicht."

„Ich hab's nicht vergessen," erwiederte Chavigny. „Luisen zu lieb setze ich die Summe auf tausend Kronen fest, die Ihr gleich nach der Trauung in Empfang nehmen könnt."

„O, wenn dieß der Fall ist, will ich mich im Augenblick trauen lassen," sagte der Normann. „Das macht freilich einen gewaltigen Unterschied."

„Aber behandelt sie gut," sagte Chavigny. „Mit einer Besoldung von tausend Kronen, die Ihr jährlich von mir bezieht, und mit Eurem Nebenverdienste könnt Ihr gut auskommen; vielleicht gibt es auch noch kleine Gratificationen, wenn Ihr Euch gut gegen Euer Weib betragt."

„O ich will der zärtlichste Ehemann von der Welt seyn," rief der Normann, „da meine Gratificationen auf den ihren beruhen. Aber ich will sie nun sogleich zum Altar führen, wenn Ihr die Güte haben wollt, den Priester zu schicken, gnädiger Herr."

„Nein, halt, noch einen Augenblick," sagte der Staatsmann. „Ihr vergeßt, daß ich noch andere Reisen, noch andere Geschäfte für Euch in Petto habe."

„Nein Herr," antwortete Marteville, „alles ist zur Abreise bereit noch in dieser Nacht, wenn Ihr mir nur meinen Auftrag geben wollt."

Es erfolgte eine Pause. Chavigny schien in tiefen Gedanken, er biß sich einigemal in die Lippen, als wäre er über die beste Art die Sache einzuleiten im Zweifel. „Merkt wohl auf, Marteville," sagte er zuletzt, „es gibt zwei oder drei Arten von Schurken in der Welt, unter denen ich Euch nicht die niedrigste Stelle anweise." Der Normann bückte sich mit großer Fassung, da ihm Chavigny's gute Meinung von ihm längst bekannt war. „Dennoch habt Ihr," fuhr der Staatsmann fort, „einige gute Seiten," und hier verbeugte sich Marteville abermals. „Ich glaube, Ihr würdet Jeden, den Ihr haßt oder der Euch gleichgültig ist, ohne Gewissensbisse bestehlen, berauben, ermorden, aber das glaube ich nicht, daß Ihr eine Wohlthat vergeßt, ein Vertrauen verrathet."

„Nie," sagte der Normann, „selbst glühende Zangen sollen nicht von mir reißen, was meiner Ehre anvertraut ist."

„So sey es denn in diesem Augenblicke," sagte Chavigny, „denn ich muß Euch von Dingen in Kenntniß setzen und in Erklärungen eingehen, wie ich sie nicht leicht Jemanden anvertraue. Ihr müßt nämlich wissen, daß ich in Erfahrung gebracht, wie an demselben Tage, wo Herr von Cinq-Mars mit Herrn de Thou von Chantilly abreiste, der Herzog von Orleans mit Montressor und St. Ibal Moulins verließ, und der Graf Fontrailles Paris. Sie alle nahmen dieselbe Richtung in die Champagne. Von Fontrailles habe ich Spuren bis Troyes, vom Herzoge bis Villeneuve,

von Cinq-Mars und de Thou bis Nogent, aber nicht weiter. Es könnte dieß alles zufällig seyn, aber mancherlei Umstände machen mir die Sache verdächtig. Cinq-Mars schützte eine Reise auf sein Gut bei Troyes vor, aber ich erfahre, daß er gar nicht dort gewesen, und nach seiner Rückkunft besprach er sich sehr lange mit Ludwig. Allerdings hätte es über Falken und Hunde seyn können, allein nachher war des Königs Betragen gegen den Kardinal und mich kalt und hochmüthig, und er entschloß sich auf einmal, die Angelegenheit des jungen Grafen von Blénau selbst in Paris zu untersuchen. Kurz ich vermuthe aus Allem, daß irgend ein Komplott ausgehegt wird. Ich verlange nun von Euch, daß Ihr in die Champagne eilt. Sucht Euch da Spuren von dem Aufenthalt der genannten Herren zu verschaffen, namentlich ob sie miteinander zusammenkamen, und wo. Erkundigt Euch nach ihren Geschäften, spürt ihrer Fährte nach, wie Ihr bei einem Wild thun würdet, und gebt mir genauen Bericht von Allem, was Ihr erfahren. Ihr dürft dabei jedes Mittel anwenden, wenn es einigen Aufschluß zu geben im Stande ist, nöthigenfalls selbst Gewalt — doch mag diese zuletzt zur Anwendung kommen. Hier ist das Signet, auf dessen Vorzeigen alle Agenten der Regierung in den verschiedenen Städten und Dörfern Euch zu Handen seyn werden." Damit nahm er einen kleinen Siegelring vom Finger, den der Normann in die Tasche steckte, weil seine Finger zu plump zum Anstreifen waren.

„Den Herzog von Orleans und sein Gesindel kenne ich wohl," sagte Marteville, „und auch den Cinq-Mars und de Thou, aber dieser Graf von Fontrailles, wie sieht er aus, gnädiger Herr?"

„Ein kleines, häßliches Männchen mit einem gemeinen Gesicht," erwiederte Chavigny; „gewöhnlich trägt er grau und sieht aus wie ein Zauberer. Nehmt ihn Euch besonders aufs Korn, denn war je ein listiger Fuchs auf Erden, so ist's der Fontrailles, und ist wirklich ein Komplott vorhanden, so steckt Niemand anders dahinter als Er."

„Ihr sagt, Ihr habt Spuren von ihm bis Troyes, gnädiger Herr? Hatte er dort irgend Was zu thun?"

„Nichts," antwortete Chavigny; „der Bericht sagt, er sey ganz allein gereist, habe in der großen Sonne logirt, und sey sehr ärmlich gekleidet gewesen."

„Ich will ihn ausspüren, und wär's der Teufel selbst," sagte der Normann, „und wenn ich Euch wieder sehe, gnädiger Herr, will ich im Stande seyn, Euch genauen Bericht über alle diese Herren abzulegen."

„Könnt Ihr das," sagte Chavigny, „so sind tausend Kronen Euer, und entdeckt Ihr dabei ein Komplott oder verrätherisches Unternehmen, so daß sie durch Euch überrascht und in die Hände der Gerechtigkeit gebracht werden können, so sollen die tausend zu zehntausend anwachsen, und Ihr sollt eine Stelle bekommen, bei der Ihr ein Leben voller Freude führen mögt."

Bei diesen Aussichten funkelten des Normanns

Augen. Er sah sich im Geiste inmitten seiner fünf Weiber das herrlichste Leben führen, wobei die besten Weine Burgunds und Epernays neben dem Fette des Landes und Gesang und Jubel nicht vergessen wurden. Doch plötzlich wurden diese seligen Träume durch den Schall von Pferdetritten unterbrochen. „Horch,“ sagte Chavigny, „sie spannen schon ein, geht und seht, ob alles zur Abreise der jungen Dame bereit ist.“

„Gleich,“ sagte der Normann, „und dann will ich Luisen zum Priester führen, Eurer Gnaden Kasse in Kontribution setzen, und wir wollen zusammen nach Troyes abreisen.“

„So wollt Ihr sie mitnehmen?“ fragte Chavigny etwas betroffen.

„Nun, gnädiger Herr, Ihr werdet doch nicht wollen, daß ich meine Braut in der Hochzeitnacht verlassen soll,“ sagte der Normann, mit affektirter Sentimentalität. „Das Wahre aber ist, ich denke, sie wird mir von Nutzen seyn. Oft findet Weiberwitz einen Ausweg, wo Mannsklugheit vergeblich sich umschaut. Und da ich nun, Dank Eurer Güte, zwei gute Pferde habe, so setze ich Luisen aufs Eine und geleite sie mit dem Zügel im Arm nach Brie, wo wir mit Eurer Erlaubniß übernachten wollen, um morgen die Reise fortzusetzen. In der Gesellschaft eines Weibs wird Niemand meinen wirklichen Zweck ahnen, und ich werde um so bälder zum Ziel gelangen.“

„Sey es so,“ versetzte der Staatsmann. „Ihr seyd nun nach Eurem eigenen Wunsch mit wichtigern Ange-

legenheiten betraut, als einen Courier anzuhalten oder ein schwaches Mädchen davon zu tragen, und je größer die Belohnung, um so größer dürfte auch die Strafe seyn, falls Ihr Euch nicht treu erwieset. Ich verlasse mich zwar auf Eure Ehre, aber laßt mich Euch doch bedeuten, daß es eine Folter gibt, die mehr als einmal schon Denen zu Theil geworden, die Staatsgeheimnisse verriethen. Führt ordentliche Rechnung über Eure Ausgaben, und was wirklich für die Regierung aufgewendet worden, wird von ihr vergütet werden."

So endete die Konferenz zwischen den Beiden, die wir für jetzt nicht weiter begleiten. Von Chavigny brauchen wir nur noch beizufügen, daß er sich gleich nach Paulinens Abreise in den Louvre begab, um daselbst bei der Ankunft Ludwigs XIII. gegenwärtig zu seyn. Diese erfolgte auch in Kurzem; der König kam in Begleitung der Königin, des Marquis Cinq-Mars und seines gewöhnlichen Hofs. Der Kardinal und die übrigen Rathsmitglieder, welche nicht zuvor schon mit Chavigny angekommen waren, folgten bald nach.

Was aber den Normann angeht, so ließ er, in der angenehmen Aussicht auf die tausend Kronen, in der Kapelle des Palais-Kardinal mit seinem schwarzäugigen Mädchen nicht lange auf sich warten, und der Priester gab sie hier schnell zusammen. Wer die Braut war, soll der Leser nicht von mir erfahren. Hat er es bereits selbst ausgeheckt, so kann ich nichts dawider haben, wo nicht, so gelob' und schwör' ich, daß er im Verlauf dieser wahrhaften Geschichte keine weitere Auf-

klärung darüber von mir erhalten soll. Nein, nicht einmal im letzten Satze der letzten Seite des ganzen Buchs.

Gleich nach der Trauung setzte der Normann sein junges Weib aufs Pferd und trabte mit ihr Brie zu. Jedes hatte ein Felleisen hinter sich mit verschiedenen Artikeln, deren Angabe gewiß zu Erbauung des Lesers beitragen würde. Allein sie können unglücklicherweise nicht mehr spezifizirt werden, weil das Inventar einige Jahre später bei dem großen Brand in London verloren ging. Denn dahin hatte es zuletzt in Folge der Widerrufung des Edikts von Nantes seinen Weg gefunden. Im Allgemeinen läßt sich jetzt nur noch mit Gewißheit behaupten, daß das Felleisen des Normanns drei ein halb Hemden enthielt, alle mit herausgeschlagenen Halskrägen, nach der Mode jener Zeit, einen blausammetnen Rock (seinen besten), einen gleichartigen Mantel und ein Haut de chausses von demselben Zeug, welches Ding die Stelle unserer heutigen Beinkleider vertrat. Ueber allem aber lag das Sterndeuter-Gewand und der graue Bart, um ein überzählig Paar Pistolen und ein kleines Stilet gewunden. In die Garderobe der Dame wollen wir keinen Blick werfen; es genüge an der Bemerkung, daß sie mit der Besitzerin glücklich nach Troyes gelangte, wo der Normann in der großen Sonne abstieg, um von hier seine Erkundigungen hinsichtlich Fontrailles' zu beginnen.

Nachdem wir auf diese Weise alle unsere Freunde und Bekannte dem Spiel des Zufalls überlassen haben, will ich dem Kapitel ein Ende machen, und interessirt sich

der Leser für das Schicksal derselben, muß er weiter zu lesen sich die Mühe nicht verdrießen lassen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Seltsame Erscheinung, daß sich hier in den handschriftlichen Noten dieser wahrhaften Geschichte die aufserordentlichste Lücke findet, die sich wohl je ein auf Genauigkeit Anspruch machender Schriftsteller zu Schulden kommen ließ. Aber noch schlimmer, daß ich trotz alles Nachsuchens in Memoiren und Annalen, Geschichtbüchern und Briefen, Staatspapieren und Privatmittheilungen, ja selbst unter Beiziehung der Hülfsmittel der mündlichen und geschriebenen Tradition nicht im Stande bin, die Nachlässigkeit des ursprünglichen Geschichtschreibers aus einer andern Quelle zu ergänzen. Wer sollte wirklich glauben, daß derselbe Schriftsteller, nachdem er uns so tiefe Blicke in das Innere des Jacques Chatpilleur werfen ließ, so unüberlegt, so thöricht, so inkonsequent seyn konnte, der weitern Fortschritte des furchtbaren Helden an diesem mit seinem Doppelsieg gekrönten Abend mit keiner Sylbe zu gedenken? Und doch ist es so; statt uns einen pathetischen Bericht von dem kärglichen Mahle zu geben, das seine Erfindungskraft zuletzt dem edlen Gefangenen vorzusetzen wußte, oder unsere Neugier hinsichtlich der Mittel zu befriedigen, durch die es ihm gelang, den Zorn des Gouverneurs zu beschwichtigen, schlüpfen die

Anmerkungen über den weitern Verlauf der Nacht hinweg, um uns auf einmal am folgenden Morgen beim Lever des Grafen von Blénau einzuführen. Hiebei folgen nun die kleinsten Details hinsichtlich der Schwierigkeiten, mit denen der Graf bei der Toilette in Ermanglung eines Dieners zu kämpfen hatte, über die Art und Weise, wie er endlich mit dem Barte, mit den Knöpfen am Kleid ꝛc. zurecht kam; was ich alles als kleinlich und unerheblich, und unter der Würde authentischer Geschichte, übergehen zu dürfen glaube.

Dagegen haben wir mit dem moralischen Zustand unseres Helden etwas mehr zu thun. Denn die Wahrheit zu sagen, je mehr er über seine Lage nachdachte, um so mehr kam er wegen seines künftigen Benehmens in Verlegenheit. Ein neues Verhör von Lafemas oder einem Mitglied des geheimen Raths war in Bälde zu erwarten, und dann standen ihm nur drei gleich widerwärtige Wege offen. Entweder mußte er jede Antwort verweigern, und das zog ihm unfehlbar den stärkern Grad der Tortur (peine forte et dure) zu, oder er mußte gestehen, daß ihm die Königin Befehl zugesandt, alles zu bekennen, und in diesem Fall konnte er seine königliche Gebieterin, sich selbst und Paulinen in Gefahren verwickeln, deren Umfang zu ermitteln ihm rein unmöglich war, oder endlich, er mußte auf die bereits abgelehnten Fragen antworten, und die seiner Ehre anvertrauten Geheimnisse mittheilen, ohne der Erlaubniß der Königin mit einer Sylbe zu erwähnen, und dann mußte der Vorwurf des Verraths und der

Feigheit unvermeidlich seinen Namen treffen. Es war ein Dilemma mit drei sehr spitzigen Hörnern, die keinen Ausweg zu gestatten schienen, während es ebenso schwer war, für Eines derselben sich zu entscheiden. Blénau war eben an der traurigen Arbeit, diese bittern Zweifel zum hundertsten Mal wiederzukäuen, als er Jemanden zum äußern Zimmer hereinkommen hörte, und gleich darauf trat der Gouverneur ins Schlafgemach. Sein Gesicht war bleich und schien sehr angegriffen, und gleich allen Leuten, die etwas Unglückliches zu verkündigen haben, bat er unsern Helden nicht zu erschrecken, und zwar dieß in einem Tone, der vollkommen hingereicht hätte, ihn um seine Fassung zu bringen.

„Erschrecken, worüber?" fragte der Graf, indem er all seinen Muth zusammen nahm.

„Nun, Herr von Blénau," sagte der Andere, „bereitet Euch vor, dem Kardinal selbst Rede zu stehen. So eben erhalt' ich die Botschaft, daß er ohne Zeitverlust in Person hier seyn wird. Gestern Nacht langte er im Palais-Kardinal an, und brachte den König mit nach Paris."

„Ihr scheint Euch ein wenig vor diesem Kardinal zu fürchten," meinte Blénau, der, trotz seiner eigenen Unruhe, bei der augenscheinlichen Herzensangst des Gouverneurs das Lachen kaum unterdrücken konnte; „freilich wär's mir lieb gewesen, wenn er mir etwas mehr Zeit zum Nachdenken verstattet hätte, aber doch bin ich nicht so erschrocken wie Ihr, der Ihr doch nichts damit zu thun habt."

„Aber vergeßt doch ja nicht, lieber Graf," sagte der Gouverneur, „Euer Versprechen, mich dem Kardinal in keinem Fall zu verrathen."

Blénau verzog verächtlich den Mund. „Ihr solltet doch, mein' ich, bereits gesehen haben, daß ich Niemand verrathe. Aber was bedeutet das Geräusch und Zusammenlaufen im Hofe? Wahrscheinlich kommt der Kardinal schon. Geht und empfangt ihn, und verlaßt Euch auf mich. Gibts doch keinen größern Fluch auf Erden," fuhr er bei sich fort, „als den der Feigheit."

Wirklich bestätigte sich seine Vermuthung, indem gleich darauf eine Ladung an ihn erging, unverzüglich in der Audienzhalle vor dem Kardinal zu erscheinen. Noch immer bei sich nicht einig über seinen Entschluß, folgte er dem Offizier über den Hof ins Verhör.

Die Verschiedenheit der dießmaligen Physiognomie des Gefängnisses vor der frühern fiel ihm sehr lebhaft auf. Im Hofe war von den andern Gefangenen nichts zu sehen, aber am Eingang in die Halle standen gleich Bildsäulen zwei Schildwachen von der Garde des Kardinals, und zwischen ihnen ein Schreiber oder Sekretär des geheimen Raths, welcher den Gefangenen zu erwarten schien. Sobald dieser Blénau kommen sah, gingen die Thüren auf und der Schreiber rief: „Claude, Graf von Blénau, erscheint vor dem Könige im geheimen Rathe!"

„Vor dem Könige!" dachte Blénau, „der Kardinal, nicht zufrieden, königliche Leibwache anzunehmen, legt sich auch den Titel des Königs bei?" Damit trat

er in die Halle, und auch hier fand er die Scene in vollkommenem Kontrast mit dem vorigen Mal.

Der ganze hintere Theil des Gemachs war mit Offizieren und Begleitern Richelieus angefüllt; an den beiden Seiten und zwischen den schweren Pfeilern standen seine Leibwachen, aber im Lehnstuhle zu Häupten der Tafel saß der König selbst, mit dem ersten Minister zur Rechten, während Chavigny, Bouthilliers, Mazarin und Andere die Sitze zu beiden Seiten einnahmen. Zu Vervollständigung des Ganzen denke man sich noch einige Schreiber und Gefängnißbeamte, so daß für den Gefangenen nur ein etwa drei Fuß breiter Raum unten am Tisch, gerade dem Throne gegenüber, frei blieb.

Es mochte für den König selbst eine sehr ungewohnte Rolle seyn, der Untersuchung eines Staatsgefangenen zu präsidiren; allein die ganze Haltung, das ganze Benehmen des Monarchen hatte sich seit der Rückkehr des Marquis Cinq-Mars dergestalt verändert, daß seine Umgebungen über diese allgemeine Metamorphose noch mehr erstaunt waren, als über seinen Entschluß, der Rathsversammlung in der Bastille beizuwohnen. Selbst Diejenigen, welche den wandelbaren Charakter Ludwigs durch fortgesetzte Beobachtungen aus dem Grunde zu durchschauen glaubten, vermochten kaum in dem Souverain, welcher mit der gewandten Würde und Selbstbeherrschung eines klaren, einsichtsvollen Geistes am Haupt der Tafel präsidirte, denselben Mann wieder zu erkennen, der sonst sogar seine Gedanken der

Leitung Richelieus hingegeben, und alle Pflichten seines königlichen Amtes auf diesen von ihm ebenso gehaßten als gefürchteten Mann übertragen hatte. Und doch war es so: Ludwig schien durch irgend ein unbekanntes Motiv plötzlich den König wieder angenommen zu haben, und kaum war Blénau eingetreten, so eröffnete er das Geschäft mit all der Energie, welche seinem Geist, wenn er einmal zur Thätigkeit gerufen war, zu Gebot stand.

„Herr von Blénau," sagte er, „es freut uns, Euch wieder zu sehen. Wir haben viel von Euch gehört durch Personen, die wir lieben, und zwar nichts als Gutes, und daher ist unser Vertrauen auf Eure Ehre und Redlichkeit groß. Die Mitglieder des geheimen Raths werden heute mehrere Fragen an Euch richten über Gegenstände, welche die Wohlfahrt des Reichs und unser persönliches Glück nahe berühren. Wir befehlen Euch hierauf, als guter Unterthan und ehrlicher Mann nach Pflicht und Gewissen, und ohne irgend einen Vorbehalt, zu antworten."

Wohl wissend, wie jedes unvorsichtige Wort der Mißdeutung ausgesetzt war, hatte Blénau vor seinem Eintritt in das Audienzzimmer den Entschluß gefaßt, so wenig als möglich zu sprechen; er antwortete daher blos mit einer tiefen Verbeugung, und erwartete schweigend die angekündigten Fragen.

Richelieu, der die ganze Zeit über den scharfen spähenden Blick auf unsern Helden gerichtet gehabt, schien eine Antwort zu erwarten, als er sich aber hierin

getäuscht fand, begann er selbst: „Ich habe mit Erstaunen vernommen, Herr von Blénau, daß Ihr Euch letztlich weigertet, auf Fragen Rede zu stehen, die Ihr mir doch in unserer Privatunterredung zu beantworten keinen Anstand nahmt. Ich begreife wirklich nicht, mein Herr, warum Ihr Euch nicht an einem Tage so gut als am andern solltet aussprechen können."

„Ebenso wenig begreife ich," erwiederte Blénau, „warum Euer Eminenz es gut findet, mir aufs Neue Fragen vorlegen zu lassen, die ich schon einmal beantwortet habe, und zwar dieß um so weniger, als ja meine Erläuterungen Euch noch ganz frisch im Gedächtniß seyn müssen."

„Mein Gedächtniß bedarf vielleicht des Auffrischens," antwortete der Kardinal, „und Ihr müßt auch auf die Verschiedenheit der Umstände gebührend Rücksicht nehmen. Das Erstemal war es eine bloße Unterredung, das Zweitemal aber wart Ihr ein Gefangener; es war daher nöthig, die Angaben aus Eurem eigenen Munde zu vernehmen. Doch all dieß ist unerheblich. Der Rath ist nicht geneigt, von Eurer frühern Weigerung Notiz zu nehmen, wofern Ihr nun die Fragen gehörig beantwortet."

Blénau schwieg aufs Neue, indem er zum Zeichen des Verständnisses sich einfach verneigte, und Richelieu begann nun, die Hand auf das vor ihm liegende dicke Paquet offener Briefe stützend, mit seinen Fragen. „Wenn ich mich recht entsinne, habt Ihr mir bereits zugestanden, Herr von Blénau, zu verschiedenen Zeiten

Briefe der Königin befördert zu haben, bald auf dem gewöhnlichen öffentlichen Wege, bald auf andere Weise."

Hier fixirte der König den Grafen aufmerksam, während Letzterer erwiederte: „Das hab' ich gethan."

„Könnt Ihr Euch erinnern," fuhr der Kardinal fort, „seit wann es in Gebrauch gekommen war, diese Briefe durch Euch bestellen zu lassen? Ich meine, von welchem Datum der erste war?"

„Daran kann ich mich nicht genau erinnern," antwortete der Graf, „aber es war jedenfalls kurze Zeit darauf, nachdem mich Euer Eminenz zu der Stelle eines Kammerherrn bei Ihrer Majestät ernannt, oder vielmehr empfohlen hatte."

„Ihr seht, Sire," sagte Richelieu mit bedeutungsvollem Blicke zum König, „kurz vor der Einnahme von Arras durch die Kaiserlichen."

„Genau so, Eminenz; ich erinnere mich dessen durch einen besondern Umstand, der sich damals begeben," fiel Blénau ein, welcher der Wirkung dieses Commentars ein wenig mißtraute.

Richelieu erwiederte seine Bestätigung durch einen gnädigen Blick. „Mit Eurer Erlaubniß, was war dieß für ein Umstand, Herr von Blénau?" fragte er, aber sein Lächeln verschwand im Augenblick, als der Graf antwortete:

„Kein anderer, als daß die Spitzen, wegen deren Ihre Majestät nach Brüssel geschrieben, bei der Einnahme von Arras in feindliche Hände fielen. Der

Königin ging es sehr nahe; Ihr wißt, gnädiger Herr, Damen sehen auf ihren Anzug."

Chavigny konnte hier ein Lächeln nicht unterdrücken, aber Richelieus Stirne zog sich finster zusammen und seine Stimme nahm den tiefen, hohlen Ton an, der allein das Daseyn einer heftigen Gemüthsbewegung in ihm verrieth. Seine Stirne blieb immer ruhig, außer wenn er, wie hier, Ehrfurcht gebieten oder einschüchtern wollte. Eben so hatte er sein Auge völlig in seiner Gewalt, so daß er die Leidenschaften Anderer vollkommen zu ergründen wußte, ohne von den Seinigen mehr gewahr werden zu lassen, als er gerade beabsichtigte. Aber seine Stimme verrieth ihn, denn war er innerlich bewegt, so sank sie zu einem so niedern, hohlen Ton herab, daß man eine Todtenstimme zu vernehmen glaubte. In diesem Tone antwortete er nun Blénau:

„Nur zu wohl, mein Herr, ist der Inhalt dieses Briefes bekannt durch seine Wirkungen. Aber ich glaube auch Eurer Bemerkung schließen zu dürfen, daß Ihr den Inhalt der Briefe wohl ebenso gut gekannt habt, als ihre Adressen."

„Keineswegs, Eminenz," erwiederte Blénau, „den Inhalt des genannten erfuhr ich zufällig, aber auf weitere Kenntniß mache ich keinen Anspruch."

„Schön, Herr, schön," sagte Richelieu, „man sieht, Ihr seyd von einem Gegenstand unterrichtet oder nicht, je nachdem es für Eure Absicht paßt."

„Nein, Herr Kardinal," unterbrach ihn hier der

König, „mir scheint, der junge Mann antwortet aufrichtig und klug. Wir wollen ihn ja nicht verwirren, sondern die Wahrheit vernehmen, und gewiß wird er seinen Stand und seine Ehre durch Ausflüchte zu gefährden keine Lust haben."

„Eurer Majestät eigene ehrenhafte Gesinnung läßt der meinigen Gerechtigkeit widerfahren," erwiederte der Graf. „Ich gestehe, daß ich in meinen Worten sehr behutsam bin, denn umgeben von Denen, die auf das geringste Zeichen zu Begründnng einer Anklage lauern, wär' ich ein Thor, frei zu sprechen. Dennoch sollen meine Antworten, soweit ich antworte, wahr seyn; kommt aber eine Frage, auf die ich ohne Pflichtverletzung nicht antworten kann, so werde ich nicht lügen, sondern wie ich zuvor gethan, jede Antwort verweigern, und die Folgen meiner Treue mögen auf mein eigen Haupt fallen."

„Wohl, mein Herr," versetzte Richelieu, „nachdem Ihr nun mit Eurer Harangue zu Erbauung der Versammlung zu Ende gekommen, will ich in meinen Fragen fortfahren. Zuvor aber beherzigt die Warnung, daß ich mir ungestraft nicht trotzen lasse. Ich meine, Ihr zoget früher gegen mich in Abrede, je einen Brief an Don Francisco de Mello, den Erzherzog Leopold von Oesterreich, oder den König Philipp von Spanien, bestellt zu haben? Seht Euch in Eurer Antwor vor, Claude, Graf von Blénau."

„Wenn ich Euer Eminenz recht verstehe," sagte der Gefangene, „so fragt Ihr nicht, ob ich je der-

gleichen Briefe beförderte, sondern ob ich gegen Euch in Abrede stellte, sie befördert zu haben. In diesem Fall muß ich erwiedern, daß ich die Frage allerdings hinsichtlich des Don Francisco de Mello verneinte, aber die beiden andern Namen wurden früher nie berührt."

„So anerkennt Ihr also, Briefe von Seite der Königin an den Erzherzog und an den König von Spanien bestellt zu haben?" fragte Richelieu.

„Das hab' ich nicht anerkannt," antwortete Blénau, „Euer Eminenz gibt meinen Worten eine gezwungene Auslegung."

„Vergebens wendet Ihr Euch, Herr, wie eine widerspenstige Schlange, die sich bemüht, der ergreifenden Faust zu entgehen. Ich frage Euch wiederholt nochmals, habt Ihr oder habt Ihr nicht einen Brief der Königin, oder einer andern Person, an den Erzherzog von Oesterreich oder an den König von Spanien befördert? Dieß, Herr, ist eine Frage, die Ihr nicht umgehen könnt."

Bei diesen Worten waren die Augen der ganzen Versammlung auf Blénau gerichtet. Dieser wendete sich nach augenblicklicher Sammlung unmittelbar an den König. „Als guter und getreuer Unterthan," begann er, „habe ich eine große Pflicht gegen Euer Majestät zu erfüllen, und ich glaube, ich habe sie stets gebührend im Auge gehabt. Aber als Diener Eurer königlichen Gemahlin liegen mir noch andere bestimmte Pflichten ob, die übrigens, wie ich hoffe, keineswegs meinen Unterthanenpflichten widerstreben. Als Mann

von Ehre und Kavalier bin ich gehalten, kein Vertrauen zu täuschen, gleichviel, ob es mir von Wichtigkeit erscheine oder nicht; und obzwar ich vollkommen überzeugt bin, daß ich die Fragen Seiner Eminenz ohne Nachtheil oder Beeinträchtigung Ihrer Majestät beantworten könnte, halt' ich doch das mir geschenkte Zutrauen so heilig, daß ich die Antwort ablehne, was immer die Folge davon seyn möge. Geruhet aber, Sire, die Versicherung anzunehmen, daß kein Wort, keine Handlung Ihrer Majestät der Königin, wovon ich jemals Zeuge war, der Würde Eurer Majestät zum Nachtheil und Euren Interessen zum Schaden gereichte."

„So darf ich denn hieraus folgern, daß Ihr Euch weigert zu antworten?" fragte Richelieu streng; „bedenkt Euch wohl, Herr von Blénau, ehe Ihr in Eurer Hartnäckigkeit zu weit geht."

„Mein Benehmen hat nichts mit Hartnäckigkeit gemein," erwiederte Blénau, „vielmehr entspringt es aus meinem Ehrgefühl, und so lange man mir nicht das ausdrückliche Verlangen Ihrer Majestät nachzuweisen vermag, nachweisen kann, daß ich Euer Eminenz über ihre Angelegenheiten Auskunft geben solle, werde ich meiner Zunge Schweigen auflegen, und keine weitere Fragen, welcherlei Art sie seyen, beantworten."

„So fallen denn die Folgen auf Euer eigen Haupt, junger Mann," rief der Kardinal. „Heben wir die Sitzung auf — Herr von Blénau, nehmt Abschied von

der Sonne, Ihr werdet keinen andern Morgen mehr sehen!"

Blénaus Muth blieb zwar unerschüttert, doch drang ein frostiges, unheimliches Gefühl zu seinem Herzen, als Richelieu ihn von der Sonne Abschied nehmen hieß, und sich wirklich erhob, die Sitzung abzubrechen. Allein der König behielt seinen Sitz, und Chavigny schrieb eilig einige Worte auf einen Papierstreifen und händigte ihn dem Kardinal ein, der, nachdem er gelesen, sich einen Augenblick zu besinnen schien, und dann gegen Blénau sich wandte: „Es ist Euch noch immer eine Hoffnung übrig, Herr; verstand Euch Herr von Chavigny recht, so wollt Ihr unsere Fragen beantworten, wenn Euch die Königin befiehlt, ein unumwundenes Geständniß über ihre Angelegenheiten abzulegen?"

Blénau athmete wieder freier. „Ohne Anstand!" erwiederte er, „meine Ehre ist dann beruhigt, und ich habe keinen Grund, Etwas zurückzuhalten."

„Und wodurch gibt sich Euch die Willensmeinung Ihrer Majestät genügend kund?" fragte Chavigny. „Ich weiß, daß Seine Eminenz Euch mit möglichster Schonung zu behandeln wünscht, obgleich der bloße Befehl des Königs im geheimen Rathe hinlänglicher Grund für Euch seyn sollte, jede gewünschte Auskunft zu ertheilen."

„Wir denken über manche Punkte verschieden, Herr von Chavigny," antwortete Blénau, „wenn man mir übrigens Ihrer Majestät Handschrift unter einer bezüg-

lichen Ordre vorweist, oder wenn mir einer ihrer Hofbeamten den mündlichen Befehl überbringt, werd' ich ohne Anstand sprechen."

Es erfolgte alsbald eine kurze, leise Berathung unter den Mitgliedern, über die Frage, auf wen die Wahl fallen solle, zuletzt aber flüsterte Chavigny dem Kardinal zu: „schickt La Riviere, er ist ein Freund von Lafemas, und thut Alles, was man verlangt."

„Wenn Euch Herr de la Rivière der Königin Ordre bringt, seyd Ihr es dann zufrieden, Herr Graf?" fragte Richelieu.

„Der Königin Ceremonienmeister!" entgegnete Blénau, „ganz gewiß; das ist hinreichend."

„So geht selbst, Chavigny," flüsterte Richelieu, „und sagt ihm, was er zu thun hat. Wir wollen hier seine Rückkunft erwarten," fuhr er laut fort; „aber seht, Herr von Chavigny, daß er mit der Königin selbst spricht, und von ihren Wünschen vollkommen unterrichtet wird."

Blénau lächelte, da er durch Pauline erfahren, daß die Königin noch immer in Chantilly war. Er glaubte daher, daß La Rivière, falls er auch wirklich in Paris wäre und sich sogar bereitwillig zeigte, einen Eid auf getreue Vollziehung der Befehle des Kardinals abzulegen, doch unmöglich mit Anna von Oesterreich in Kommunikation treten könnte, sie müßte denn, was ihm ganz unwahrscheinlich vorkam, mit dem Könige in die Hauptstadt gekommen seyn.

Nach Chavigny's Abgang überlas Richelieu einige

Papiere, als wollte er noch mehrere Fragen an Blénau stellen. Aber der König, der hievon keine Notiz nahm, ließ sich nun selbst mit dem Gefangenen in ein Gespräch ein:

„Herr Graf," begann er, „während Chavigny's Abwesenheit möchte ich gern über zwei oder drei Punkte mit Euch reden."

Richelieu kam dieß unerwartet und nichts weniger als erwünscht, denn er fürchtete, Ludwig möchte nun selbst die Untersuchung auf eine dem beabsichtigten Zwecke keineswegs entsprechende Weise fortsetzen. Allein bei der gegenwärtigen unabhängigen Stimmung des Königs wagte er es mit all seiner Kühnheit nicht, dem Willen des Monarchen entgegenzutreten, und er hielt sich daher ganz ruhig auf der Lauer, um bei der nächsten Gelegenheit dem Verhör eine günstige Richtung geben zu können. Blénau verneigte sich mittlerweile vor dem Könige; auch er hatte sich in der Stille auf die geistige Tortur eines langen Quer- und Kreuz-Verhörs vorbereitet, wobei jedes Wort gefährlicher Mißdeutung unterliegen konnte.

„Ich höre, Herr von Blénau," begann der König, unter gespannter Aufmerksamkeit des ganzen Kollegiums, „ich höre, Ihr hättet die beste Zucht Saufänger in Frankreich. Erlaubt, sind sie von pommerischer oder von der Exul-Raçe? — und wie kann man sie sich verschaffen?"

Richelieu biß sich in die Lippen. Für Blénau aber war die königliche Frage gleich dem Vorüberziehen ei-

nes gefürchteten Sturms, und als praktisch und theoretisch vollkommen ausgebildeter Jagdfreund freute er sich über diese Wendung des Gesprächs zu einem, Beiden, dem Könige sowohl als ihm, gleich vertrauten Gegenstande.

„Die meinen sind von der ächt pommerischen Zucht, Sire," erwiederte er, „einen ganzen Zoll dickmaulig, und mit Augen wie Sandarach — wahrhaftig sie könnten Eurer Majestät bei Nacht nach Hause leuchten, wenn Ihr Euch zufällig verirrtet. Sie passen auch wirklich für keinen Geringern als einen Monarchen, Cinq-Mars hat daher bereits vier Paar von den Besten für Euer Majestät in der Dressur, und wenn sie gerathen und gehörig gezogen sind, wird er sie Eurer Majestät von meiner Seite darbieten, und ich hoffe, Ihr werdet sie zu Frommen Eures königlichen Weidwerks nicht verschmähen."

„Gewiß nicht, gewiß nicht, und wir sind Euch dafür sehr dankbar, Herr Graf," sagte der König mit huldvollem Lächeln, herzlich vergnügt über die Aussicht, eine Zucht, nach der er schon längst vergebens sich umgesehen, endlich zu bekommen. „Herr Kardinal, habt Ihr's gehört? Wir wollen einmal mit ihnen jagen. Ihr waret ja auch ein Weidmann, habt Ihr's ganz aufgegeben?"

„Ich war zu sehr in Anspruch genommen, Sire," antwortete Richelieu ernst, „hugenottische Wölfe und spanische Füchse aus Eurer Majestät Besitzungen zu jagen, um anderes Wild verfolgen zu können."

Ludwig wandte sich mit mißliebigem Achselzucken von ihm ab, das ungefähr ebensoviel Abneigung gegen Richelieus Beschäftigungen verrieth, als der Staatsmann denen des Königs zollte. Er kehrte sich aufs neue zu Blénau, und vertiefte sich mit ihm in die Wissenschaft des Jagens, Beizens und Vogelfangs. Der junge Graf ward mit tausend Recepten, Instructionen und Anecdoten beehrt, denen er natürlich mit ehrerbietigster Deferenz lauschte, da sie nicht blos von seinem Monarchen, sondern zugleich von dem erfahrensten Jäger seiner Zeit kamen.

Inzwischen suchte Richelieu seine üble Laune über des Königs Steckenpferd im Niederschreiben von Glossen und Memoranden zu vertreiben, bis er endlich durch Chavigny erlöst ward, der den Ceremonienmeister der Königin, La Rivière, mitbrachte.

Blénau wußte, daß der Letztere durch seine Geburt kaum berechtigt war, den Namen eines Edelmanns zu führen, ein Wort, das damals in Frankreich eine hohe Bedeutung hatte. Vielmehr hatte ihn Richelieu als Spion bei der Königin angestellt, um ihre Korrespondenz mit Spanien zu überwachen. Da jedoch Blénau bereits die Erlaubniß seiner Gebieterin hatte, war es für ihn völlig gleichgültig, wer von ihrer Seite die Botschaft brachte. Hatte er ja doch gar keine andere Absicht, als daß ihn der öffentlich ausgesprochene Befehl in den Augen aller Unabhängigen von dem Vorwurfe des Verraths sichern sollte.

An La Rivière ließ sich eine gewisse Befangenheit

unschwer erkennen. Zwar hatte ihn Chavigny über seinen Auftrag gehörig unterrichtet, allein schon die Idee der Bastille hatte an sich etwas so Abschreckendes, daß er beim Eintritt ins Gefängniß eines gewissen Zitterns in den Gliedern sich nicht erwehren konnte.

„Kommt, Herr von La Rivière," rief ihm der Kardinal entgegen, „wir haben schon zu viel Zeit hier verschwendet."

La Rivière stellte sich in die Nähe des Kardinals, Blénau gerade gegenüber.

Der Kardinal fuhr fort: „Habt Ihr Ihre Majestät die Königin selbst gesehen, seitdem Ihr durch Herrn von Chavigny von dem Wunsche des Raths unterrichtet worden?"

„Euer Eminenz geruhen, ja," erwiederte La Rivière, mit zitternder Stimme.

„Und was antwortet Ihre Majestät auf unser Ansinnen?" fragte der Kardinal. „Sprecht herzhaft!" fügte er leise bei, da das ängstliche Wesen des Ceremonienmeisters Jedem auffallen mußte. Richelieu selbst aber war hier auf einer falschen Fährte; er glaubte, La Rivière habe die Königin gar nicht gesprochen, sondern spiele die ihm auf diesen Fall von Chavigny eingegebene Rolle, wobei er sich aber aller Wahrscheinlichkeit nach durch seine Verwirrung verrathen müsse.

Dieser war gerade im Begriff zu antworten, als er durch Chavigny unterbrochen ward, welcher gleich nach seinem Eintritt seinen Platz an der Tafel wed er

eingenommen, eilig einige Worte niedergeschrieben und dem Kardinal zugeschoben hatte, der nun seinerseits dem Ceremonienmeister mit der Hand Schweigen gebot. Chavigny's Ansicht durchkreuzte den Plan des Ministers vollkommen. Sie lautete: „Ich verzweifle an einem glücklichen Erfolg; ich hörte mit an, wie die Königin La Rivière ermächtigte, dem Grafen ein unumwundenes Geständniß hinsichtlich ihrer Angelegenheiten anzubefehlen, ja ihm zu diesem Ende ein eigenhändiges Schreiben übergab. Entweder ist sie unschuldig oder vertraut Blénau blindlings, jedenfalls aber muß ihr offenes Benehmen sie in den Augen des Königs freisprechen. Handelt nun, wie Euch gutdünkt."

„Was geht hier vor, Herr Kardinal?" fragte Ludwig ungeduldig. „Warum fahren wir nicht fort?"

„Weil," antwortete Richelieu, „Herr von Chavigny vollkommen Recht hat, Sire, obschon ich gestehen muß, daß ich selbst nicht darauf gekommen bin. Müssen wir uns nicht in den Augen der Welt verächtlich machen, wenn wir uns auf diese Weise von Herrn von Blénau imponiren lassen? Ist es nicht eine grobe Verhöhnung der königlichen Gewalt, daß er sich den Befehlen der Königin unterwirft, nachdem er den Euren Gehorsam verweigert hat? Es thut mir wirklich leid, daß mir dieser Einwurf nicht früher einleuchtete, allein er scheint mir so gewichtig, daß ich unmöglich fortfahren kann."

Ludwig schwieg. Freilich betrachtete er das geringste Zeichen der Auctorität der Königin mit so eifer-

süchtigem Auge, als Richelieu nur wünschen konnte, allein in diesem Augenblick drängten ihn ganz andere Motive auf die entgegengesetzte Bahn. Einige Funken der alten Neigung zu Anna waren in seinem Busen wieder erwacht, und er wünschte deßhalb sehr über den gegen sie erhobenen Verdacht ins Reine zu kommen. Außerdem war Blénau der Busenfreund seines Lieblings Cinq=Mars, und die Argumente der Gegner des Kardinals hatten nachgerade ihre Wirkung auf ihn nicht ganz verfehlt. Auf der andern Seite aber brachte die Gewohnheit, von Richelien beherrscht zu werden, verbunden mit den einleuchtenden Gründen, welche dieser vorgebracht hatte, ein Schwanken in ihm hervor, daß sich endlich in der Frage kund gab: „Und was habt Ihr nun vor, Herr Kardinal?"

„Erstlich, Sire," antwortete Richelieu streng, „schlage ich vor, den Gefangenen nochmals zu vernehmen, und wenn er in seiner Weigerung beharrt, sey die peinliche Frage sein Loos."

Hier aber überwand der natürliche edle Sinn des Königs und seine Gerechtigkeitsliebe alle weitere Bedenken: „Nein, davor bewahre uns der Himmel, nein," rief er sehr energisch. „Wie? sind wir Christen, Herr Kardinal, und wollten einen Mitmenschen der Tortur Preis geben, wenn wir die nöthigen Aufschlüsse auf geradem Wege erhalten können? Pfui, pfui, nein!"

Richelieus aschgraue Wange ward noch um einen Grad blässer. Es ward dieß seit vielen Jahren das Erstemal, daß er einen Verweis erhielt. Er fühlte,

daß das Garn, worin er so lange den König verstrickt gehalten, grünen Binsen glich, gewunden um die Glieder eines Riesen. Er sah, daß er das gewaltige Gebäude seiner Macht auf unstäten Sand gebaut, und daß es gerade jetzt bis zum untersten Fundament erzitterte.

„Herr La Rivière, antwortet dem Könige,“ fuhr Ludwig mit vieler Würde fort. „Was erwiedert die Königin auf das Verlangen unseres geheimen Raths?“

„Ihrer Majestät Antwort geht dahin, Sire,“ sagte La Rivière, „daß sie zu Allem bereit ist, was Eurer Majestät Vergnügen gewähren kann. Sie hat mir daher nicht allein aufgetragen, dem Herrn von Blénau in ihrem Namen zu befehlen, dem geheimen Rath vollen Aufschluß über alle ihre Handlungen zu ertheilen, sondern sie hat zu diesem Ende gegenwärtigen Brief mit eigener Hand geschrieben.“ Damit trat er näher, beugte das Knie, und überreichte dem König das besprochene Dokument.

Ludwig nahm es und las. „Das sieht nicht aus wie ein schuldiges Gewissen,“ sagte er mit finsterem Blick gegen Richelieu. „Gebt das Herrn von Blénau. Da, Herr Graf, ist Eure Vollmacht; und obgleich wir der Ansicht sind, daß Ihr es mit Eurem Ehrgefühl gar zu genau nehmt, so daß Ihr Euch der Gefahr aussetztet und gegen uns beinahe in Rebellion gerathet, so kann ich doch nicht umhin, Eure Gesinnung, selbst wenn sie das Maaß überschreitet, hochzuachten.“

„Möge ich immer einen solchen Richter haben,

wie Euer Majestät," erwiederte Blénau. „Unterthänigst bitte ich um Eure königliche Verzeihung, wenn ich es irgendwo in Erfüllung meiner Pflicht gegen Euch habe fehlen lassen. Glaubt mir, Sire, es geschah nicht aus Mangel an gutem Willen, sondern aus Schwäche der Urtheilskraft. Nun habe ich kein Bedenken mehr, meine Pflichten lassen sich vereinigen, und ich glaube, die vorgelegten Fragen am besten zu beantworten, wenn ich Eurer Majestät gestehe, bei verschiedenen Gelegenheiten Briefe der Königin durch eigene Privatkuriere oder auf andere Weise befördert zu haben. Es war aber keiner darunter an den Erzherzog oder an Don Francisco de Mello, oder sonst eine mit dem spanischen Kabinet verbundene Person, außer an Ihro Majestät Bruder, den König von Spanien, dem ich verschiedene übersendet habe. Ehe ich mich aber dazu verstand, geruhten Ihre Majestät mir die bestimmteste Versicherung und ihr königliches Wort zu geben, daß ihre Mittheilungen sich auf häusliche Angelegenheiten beschränken, und nie die äußere oder innere Politik des Reichs berühren sollten, so daß meine Ehre und Treue keinen Flecken zu befürchten habe. Oft habe ich dergleichen Briefe wochenlang bei mir gehabt, bis sich eine passende Gelegenheit zur Beförderung fand, und als dieß entdeckt ward, zog es mir keine geringe Ungelegenheit zu. Weiter kann ich Eurer Majestät nichts mittheilen, außer daß ich die Königin stets die innigste Neigung gegen Eure königliche Person ausdrücken hörte, so wie die wärmsten Wünsche für Euer

öffentliches und Privatwohlergehen; und auf Ehre, nie sagte oder that sie das Geringste, was ihr als Treubruch gegen Euer Majestät in der Eigenschaft ihres Souveräns oder ihres Gemahls hätte ausgelegt werden können."

„Ihr seht," sprach der König zu Richelieu, „Ihr seht, gerade was sie selbst sagte; um kein Jota verschieden."

Dießmal ging die politische Klugheit des Kardinals mit seinem Aerger davon. Reizbar gestimmt und geschwächt durch andauerndes Unwohlseyn vermochte er nicht, dem Scheitern seines fein angelegten Plans mit Ruhe zuzusehen. Er vergaß, daß die Energie des Königs sich darin gefiel, ihm zu opponiren, und beschloß, seine ganze Rache auf Blénau, als das Werkzeug seiner Niederlage, fallen zu lassen. Seine Stirne verdüsterte sich, sein Auge glühte, und er erwiederte in dem strengen, hochmüthigen Tone, der so oft unbedingte Unterwerfung hervorgerufen:

„Wenn Euer Majestät zufrieden gestellt ist, bin ich's natürlich auch, ich, dessen einziger Wunsch ist, die Lilienkrone vor dem befleckenden Hauche der Fremden zu bewahren. Was aber den Herrn von Blénau betrifft, so hat er durch Bestellung der Briefe an einen auswärtigen Feind sich eines Verbrechens schuldig bekannt, das dem Hochverrath ziemlich nahe kommt. Bereits haben wir ein Weib wegen eines geringern Vergehens zur Verbannung verurtheilt, es ist daher das mildeste Erkenntniß, das der Rath aussprechen

kann, und durch mich hiemit ausspricht, daß Claude, Graf von Blénau, auf ewige Zeiten aus diesem Königreiche verwiesen sey. Sollte derselbe nach Verlauf von sechszehn Tagen innerhalb der Grenzen sich betreten lassen, so soll er als gesetzlos betrachtet werden, und sein Blut fällt der Hand dessen nicht zur Last, der es vergießt."

Des Königs Gesicht glühte vor Unwillen über diese Sprache; Chavigny bemerkte es zu seinem großen Leidwesen, denn er erkannte, daß der Jähzorn des Ministers seine Gewalt zu Fall bringen werde.

„Zuviel!" rief Ludwig zornig. „Herr Kardinal, Ihr vergeßt die Gegenwart des Königs. Herr von Blénau, kraft unserer königlichen Prärogative erklären wir diese Sentenz für null und nichtig, und befehlen Euch blos, Euch unverweilt und ohne mit irgend Jemand am Hofe Gemeinschaft zu pflegen, in die Grenzen der Provinz Bourbon zu begeben, und dort unsere ferneren Befehle zu erwarten. Die Sitzung ist aufgehoben," fuhr er, sich erhebend, fort, „Herr Kardinal, Ihr werdet unsern Dank verdienen, wenn Ihr heute noch die Ordre zur Freigebung des Grafen dem Gouverneur zukommen lasset."

Die Offiziere machten dem Könige Platz, die Huissiers rissen die Flügelthüren auf, und Ludwig trat festen und würdigen Schritts aus der Halle, während Richelieu, niedergeschmettert und vernichtet, mit zu Boden gehefteten Augen, ihm schweigend folgte. Die übrigen Räthe, gleichfalls stumm und bestürzt, beglei-

teten den Kardinal mit ängstlichen Blicken, und so blieben die Beamten der Festung und Graf Blénau allein im Audienzzimmer zurück.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

In diesem herrschte mehrere Minuten lang tiefes Schweigen, indem die Zurückgebliebenen die außerordentlichen Ereignisse, Jeder nach seiner Weise, für sich commentirten. Blénau's Gefühle waren gemischter Art, theils Erstaunen über das ungewöhnliche Benehmen des Königs, theils Freude über seine Befreiung. Die Gedanken des Gouverneurs verweilten bei andern Gegenständen: er betrachtete den Fall Richelieus als gewiß, ließ sich in Vermuthungen über seinen Nachfolger ein, und namentlich darüber, an wen man sich bei den bevorstehenden Aenderungen am Sichersten anschließen könnte. „Wie der Herr, so der Knecht,“ sagt das Sprichwort, und so erwies es sich auch hier. Denn die untern Gefängnißbeamten calculirten auf dieselbe Weise über die Entfernung des Gouverneurs, die sie als nothwendige Folge des Sturzes des Ministers betrachteten, und machten gleichfalls ihre Plane, sich in ihren beziehungsweisen Stellen zu behaupten.

Blénau war der Erste, welcher das Schweigen brach. „Wohlan, Freund,“ sagte er zum Gouverneur, „ich werde nun nicht lange mehr Euer Gast seyn, seyd aber versichert, daß ich mein Versprechen nicht vergesse.“

„Ihr seyd allzugütig, gnädiger Herr," sagte der Andere, indem er sich fast bis auf den Boden verneigte. „Ich hoffe, Ihr habt Euch überzeugt, daß ich bis an die äußerste Linie der Pflicht ging, um Euch zu Willen zu seyn."

„Kein Zweifel," erwiederte der Graf; „aber sagt, was ist aus meinem Freunde, dem Holzhauer, geworden? Er darf nicht vergessen werden."

Das Bewußtseyn seiner Strenge gegen den armen Philipp in der ersten Hitze der Entrüstung rief eine lebhafte Röthe auf der sonst bleichen Wange des Gouverneurs hervor, er beschloß aber, der Empfindlichkeit seines seitherigen Gefangenen durch die Nothlüge zu entgehen, daß der Holzhauer auf freien Fuß gesetzt worden sey. Allein in diesen gefährlichen Zeiten schärfte sich das Auge eines Jeden durch beständige Uebung, und so entging es denn auch Blénau nicht, daß hier nicht alles in der gehörigen Ordnung seyn müsse. „Herr Gouverneur," sagte er, „schenkt mir reinen Wein ein; ich verspreche Euch gänzliches Vergessen, wofern Ihr ihn nicht ernstlich mißhandelt habt, ich muß aber die Gewißheit haben, daß der Mann, der mir so treu gedient, in Sicherheit ist."

„Nun, das Wahre an der Sache ist, gnädiger Herr," versetzte der Andere, „daß ich es für's Beste hielt, den Herrn Philipp Grissolles über die Dauer Eures heutigen Verhörs abzusperren, damit nichts, was mich oder Euch beschweren könnte, verlauten möge."

„Ihr dachtet dabei allein an Euch, Herr," sagte

Blénau bitter, „aber sorgt, daß er sogleich seine frühere Festungsfreiheit erhält, oder Ihr sollt mehr von mir hören."

In diesem Augenblick flog die Thüre gegen den äußern Hof so plötzlich auf, daß der Gouverneur einen Schritt zurückfuhr. Es war Chavigny, dessen Haltung trotz aller Gegenbemühungen die innere Unruhe nicht verbergen konnte. Von Natur lebhaft und ungeduldig, glückte es ihm trotz seiner langen Uebung in der Schule politischer Verstellung nicht immer, dergleichen Ausbrüche der primitiven Anlage zu unterdrücken, ja gerade der Zwang, den er sich in solchen Fällen anthat, hob die äußere Erscheinung seines Gemüths nur um so auffallender hervor. Dieß traf auch diesesmal buchstäblich ein. Seine feinen Züge hatten einen spitzigen, zusammengezogenen Ausdruck angenommen, das Feuer des Auges, durch die tausend Vermuthungen über die verborgenen Leiter der letzten Bewegungen immer wieder entzündet, wollte sich nicht unterdrücken lassen. Schon beim Eintritt wies er nach der Thür, als Zeichen für den Gouverneur, sich zu entfernen, und als dieser nicht augenblicklich gehorchte, rief er gereizt: „Geht! ich muß mit Herrn von Blénau allein seyn — Nun, was wartet Ihr? Hier ist ja die Ordre zu seiner Entlassung — Da, nehmt Euer Pack mit Euch." Damit deutete er auf die Unterbeamten, welche auf solche Art beabschiedet dem erschrockenen Gouverneur hastig nachstürzten.

Kaum waren sie allein, so begann er: „Es war

nicht der Mühe werth, Herr von Blénau, Euch wegen des Freibriefs noch ein Paar Stunden hinzuhalten, ich setzte ihn daher im Nebenzimmer auf. Deshalb seyd Ihr mir aber keinen Dank schuldig," fuhr er fort, als er sah, daß der Andere seine Verbindlichkeit äußern wollte, „es war mir blos um eine Ausrede zu thun, zurückzubleiben und ein Paar Fragen an Euch stellen zu können. Auch wegen dieser Fragen mache ich keinen Anspruch auf Eure Freundschaft, denn ich weiß, daß Ihr mir letztere verweigern würdet, sondern ich stelle sie blos auf meine Rechnung, indem ich einige Punkte, über die Ihr allein mich aufklären könnt, zu erfahren wünsche. Es ist Euch daher nicht zu verdenken, wenn Ihr zuvor überlegt, ob ihre Beantwortung in Eurem Interesse sey. Das Einzige, was ich von meiner Seite auf Manneswort verspreche, ist, daß, was Ihr sagt, nicht über meine Lippen kommen soll."

„Es ist dieß allerdings eine ungewöhnliche Einleitung, Herr von Chavigny," erwiederte Blénau, „doch, so sehr wir in andern Punkten abweichen mögen, vertraue ich Euch wegen dieser Freimüthigkeit, und glaube, daß Ihr nicht einmal Euren Feind verrathen würdet, wenn er sich auf Euch verließe. Auch erinnere ich mich in diesem Augenblick keiner Frage, deren Beantwortung ich abzulehnen hätte. Fragt daher nach Belieben, und ich werde thun, was mir am Besten scheint."

„Zwischen uns Beiden bedarf es auch wirklich keiner Zurückhaltung. Ich habe Euch immer auf dem geraden Wege der Ehre gefunden, und vertraue daher

Euren Worten ebenso sehr, als schöpfte ich ihren Inhalt aus eigener Erfahrung. Zuerst denn: Ihr waret heute Zeuge eines außerordentlichen Vorfalls; ist Euch überall etwas Näheres bekannt, warum der König so verfahren, im vollsten Widerspruche mit seinem Benehmen in den letzten fünfzehn Jahren?"

„Ich kann mir wirklich keine besondere Ursache davon denken, höchstens etwa die Vermuthung, daß Seine Majestät endlich müde geworden, sich von seinem Unterthan beherrschen zu lassen."

„Hm," sagte Chavigny, etwas mißliebig, „deshalb braucht Ihr noch kein Triumphgeschrei zu erheben, Herr von Blénau. Darf ich wirklich überzeugt seyn, daß Euch Niemand bekannt ist, der den König vermöchte, solche ungewöhnliche Schritte zu Euren Gunsten zu thun?"

„Niemand, gewiß Niemand," antwortete Blénau, „es müßte denn etwa Ihre Majestät die Königin seyn, und fast möchte ich vermuthen, daß ihre Verwendung gerade den entgegengesetzten Erfolg gehabt haben würde."

„Hm, hm," meinte Chavigny, „mein Verdacht fiel nicht auf sie. Ich muß mich geirrt haben. Noch ein Wort! habt Ihr in letzter Zeit irgend eine Verbindung mit Herrn von Cinq-Mars unterhalten?"

„Vor etwa drei Wochen schrieb ich ihm von St. Germain, mit einigen Hunden, die ich zum Dienste des Königs übersandte; dieß war aber lang vorher, ehe ich mir von der Bastille nur träumen ließ."

„So muß ich mich wirklich geirrt haben," wiederholte Chavigny. „Herr von Blénau, ich dank Euch. Es muß des Königs eigener Einfall seyn. Gott geb's! die Stimmung wird bald vorüber gehen."

„Und nun, mein Herr," sagte Blénau, „nachdem ich Euch Rede und Antwort gegeben, möcht' auch ich Auskunft von Euch über ein Paar Gegenstände. Seyd Ihr dazu bereit?"

„Wenn ich kann, ohne mir oder Andern zu schaden, oder einen Plan zu verrathen," erwiederte der Staatsmann.

„Meine Fragen betreffen die Vergangenheit, nicht die Zukunft," sagte Blénau, „und sind einzig Kinder meiner Neugier. Zuerst denn: ich sah Euch einmal zu St. Germain im Gespräch mit einem Mädchen des Fräuleins von Beaumont. Auf was bezog sich dieß Gespräch?"

„Ich glaubte nicht, daß Ihr uns sehen würdet," erwiederte Chavigny, „und könnte jetzt wohl sagen, ich hätte ihr den Hof gemacht, und das dachtet Ihr selbst wohl ebenso wie das Mädchen. Doch ehrlich gesprochen, mein Geschäft bezog sich auf Euch. Ich erfuhr, daß sie bei der Audienz des Wundarzts Sequin anwesend war, als er die Königin von Eurer Verwundung benachrichtigte. Aus dieser Quelle floßen mir Sequins Worte zu, womit er der Königin von Eurer Seite die Rettung des Pakets ankündigte."

„Herr von Chavigny," sagte Blénau, herzlicher als er sonst gegen den Staatsmann sich erwies, „Euer

häusliches Glück ist eine zu bekannte Sache, als daß man Euch mit einem Kammermädchen im Verdacht haben könnte. Ich dank' Euch für Eure Aufrichtigkeit. Nun sagt mir noch: ist nicht ein armen Mann, genannt Philipp der Holzhauer, hier meinetwegen im Verhaft? und warum dieß?"

„Allerdings," erwiederte Chavigny, „und zwar aus folgendem Grund. Er erkannte unter denen, die Euch angriffen, meinen Diener, und war so unvorsichtig, es weiter zu sagen, so daß es dem Könige zu Ohren kam. Obzwar nun alles sich im Dienste des Staats rechtfertigen läßt, so wünscht' ich doch nicht, dieser Sache weiter nachgeforscht zu sehen, und brachte den Herrn Philipp hier unter, um ihn auf einige Zeit aus dem Wege zu schaffen. Natürlich seyd Ihr nun auch begierig, den Grund jenes Angriffs zu erfahren. Es war kein anderer, als uns Eurer Papiere zu versichern, indem wir mit ihnen die Beweise einer verrätherischen Korrespondenz zwischen der Königin und der spanischen Regierung zu bekommen hofften. All dieß ist nun vorüber, und wollt Ihr mir versprechen, den bewußten Anfall im Walde auf keinerlei Weise aufzustöbern, — was auch für Euch keine guten Folgen haben würde, so soll die Plaudertasche von Holzhauer sogleich frei seyn."

„Ich hatte nie die leiseste Absicht, die Sache wieder zur Sprache zu bringen," versetzte Blénau, „Ihr dürft daher in dieser Beziehung vollkommen beruhigt seyn. Das aber muß ich Euch noch sagen, daß, wie

ich glaube, die ganze Geschichte durch mich selbst zu des Königs Ohr gelangte, und nicht durch den Holzhauer. Ich bemerkte Euren Diener so gut wie Jener, und schrieb es einigen meiner Freunde, sprach auch bei mehr als Einer Gelegenheit offen davon. Und, verlaßt Euch darauf, auf diese Weise kam es zur Kunde des Königs und nicht durch den armen Philipp."

„Dann habe ich ihm Unrecht gethan," sagte Chavigny, „und muß vergüten. – Laß sehen – Ja, er soll Unteraufseher im Walde seyn, das ist für ihn eine passende Stelle. Und nun erlaubt mir, Herr von Blénau, Euch als Freund noch einen Rath zu geben. Das Land ist in einem Zustand der Unruhe und Verwirrung, und an Komplotten und Kabalen wird es nicht fehlen. Zieht Euch nach Bourbon zurück, wie Euch befohlen ist, und sollte Euch irgend Jemand zur Theilnahme an einer Verschwörung auffordern, weit entfernt, beizutreten, hört dergleichen Leute nicht einmal an. Bedenkt, daß der Kardinal für den heutigen Tag in Eurer Schuld steht, und er ist nicht der Mann, solche Rechnungen zu vergessen. Das Auge eines zornigen Mannes ist auf Euch gerichtet — seyd auf der Hut, wie wenn Ihr auf Vipern wandeltet. Es dürfte die Zeit kommen, wo Ihr meiner Warnung gedächtet."

„Und ich werd' ihr sicher folgen, aus Gründen, sowohl als aus Neigung. Aber noch eine Frage: erstreckt sich das königliche Verbot, mit Niemand zu communiziren, wirklich auf Alle, die bei Hofe sind?"

Chavigny verfiel in Nachdenken, und Blénau bil-

dete sich ein, jener erwäge wirklich alle Umstände, die den König zu diesem Verbot veranlaßt haben könnten; aber dem war nicht so. Vielmehr hatte Blénaus Frage den Staatsmann auf Paulinens Angelegenheiten geleitet, hinsichtlich welcher nun alle Vorsichtsmaßregeln unnöthig erschienen, und er berechnete alle Folgen, die aus dem gegenwärtigen Zustande hervorgehen könnten.

Zwar fürchtete er in dieser Beziehung keine Verantwortlichkeit, da Paulinens Versuch, mit einem Staatsgefangenen in der Bastille zu communiziren, die getroffenen Maßregeln vollkommen rechtfertigen mußte. Allein er wünschte jedenfalls eine Angelegenheit, die bereits so viel widrige Erfolge gehabt, der Vergessenheit zu überliefern, und beschloß daher, geradezu Frau von Beaumont von Allem in Kenntniß zu setzen und, ihrer Discretion gewiß, da sie schon wegen ihres eigenen Vortheils schweigen mußte, ihre Tochter schleunigst zurückkommen zu lassen.

So schnell Chavigny mit seinen Combinationen zu Stande kam, beschäftigten ihn doch alle diese Erwägungen so lange, daß Blénau sich die Freiheit nahm, ihn durch Wiederholung der Frage aus seinen Träumereien zu wecken.

„Ohne Zweifel," erwiederte er, „es kann hierüber gar keine Frage seyn. Oder habt Ihr etwa Lust, nochmals die Bastille zu bewohnen? Ach, ich sehe, Ihr habt dabei das Fräulein von Beaumont im Auge. Aber Ihr könnt sie nicht sehen, sie ist so wenig in Paris als

in St. Germain; ich will aber dafür sorgen, daß sie bei ihrer Rückkehr Eure Befreiung erfährt, und Ihr könnt ja von Bourbonnois aus schreiben."

Der geneigte Leser, welcher hinter den Coulissen steht, bedauert hier wahrscheinlich den armen Blénau wegen des schmerzlichen Eindrucks, den die Kunde von Paulinens Entfernung auf ihn machen mußte, allein hiezu hat er keinen Grund. Blénau, welcher wußte, daß Pauline mit dem Briefe der Königin sich vom Hof entfernt hatte, zog daraus den natürlichen Schluß, daß Chavigny hinsichtlich ihrer Abwesenheit getäuscht worden sey, und seine Geliebte sich jedenfalls in Sicherheit befinde.

Chavigny fuhr indeß fort: „Ihr müßt natürlich nach St. Germain, um Euch zur Abreise vorzubereiten. Haltet Euch aber daselbst so kurz als möglich auf. Erinnert Euch stets meiner Warnung, daß das Auge eines erzürnten Mannes Euch verfolgt. Heute mag Euer seyn, Morgen gehört vielleicht ihm. Hütet Euch, durch die geringste Unklugheit Euren Sonnenschein in Regen zu verwandeln, Zu Beschleunigung Eurer Reise will ich Euch ein Pferd leihen, denn ich gestehe, ich nehme Theil an Euch, ohne zu wissen, warum. In einer Stunde wird's am Thor seyn, mit einem Freibrief für den Holzhauer. Und so lebt denn wohl, schon zu lange war ich hier."

Mit diesen Worten, halb mild, halb rauh, verließ Chavigny unsern Helden. Dieser nahm sich keine Zeit, über die Handlungsweise des Andern, nament-

lich über die Frage, ob sie aus uneigennützigen Motiven der Freundschaft herrühre, oder ob wenigstens theilweise ein egoistisches Interesse mit unterlaufe, weiter nachzudenken. Doch fuhr ein Gedanke der letzten Art ihm durch den Sinn, wenn er den schwankenden Gesundheitszustand des Kardinals, seine precäre Gewalt und die Aussichten bedachte, welche sich der Königin im Falle einer jener Möglichkeiten öffneten. Hierin that er aber Chavigny Unrecht. Von Natur hatte dieser manche Aehnlichkeit mit Blénau: er war offen, ehrenhaft, großmüthig; aber Erziehung wirkt mächtiger als Natur, und sie hatte verschiedene Wesen aus Beiden gemacht.

Der Graf kehrte nun nochmals auf sein Zimmer zurück, nicht wenig erfreut über diesen unerwarteten Glückswechsel. Hier traf er Anstalten zu seiner Abreise, auch trug er Sorge, den Zettel des unglücklichen Caply wieder in das Buch zu legen, und der Feile die angegebene Stelle einzuräumen. Nach Erfüllung dieser Pflicht, die er seinem Nachfolger schuldig zu seyn glaubte, harrte er ungeduldig des Augenblicks, wo das Pferd nach Chavigny's Versprechen bereit seyn sollte.

Kaum aber mochte die Hälfte der bestimmten Zeit abgelaufen seyn, als der Gouverneur eintrat und mit manchem tiefen Bücklinge und manch feiner Redensart ihm meldete, daß Herr von Chavigny ein Pferd zu seinem Gebrauche geschickt habe, und die Ordre zur augenblicklichen Entlassung des armen Holzhauers. Blénau fühlte keine geringe Freude, daß Chavigny sein

Wort auch in letzterer Beziehung so schnell gelöst habe; er erinnerte sich zugleich der tausend Kronen, die er dem Gouverneur auf den Fall seiner Befreiung versprochen, und händigte sie ihm ein, obgleich er dadurch das Felleisen von seiner bedeutenden Goldlast fast ganz befreite.

Allerdings war Blénau von der vollendeten Schlechtigkeit des Gouverneurs vollkommen überzeugt, allein über dem Gedanken der Befreiung ging sein Herz auf und es war ihm unmöglich, sein Gold länger verschlossen zu halten. Er schüttelte Jenem die Louisd'or mit so viel Vergnügen in die Hand, als befreite er ebensoviel Gefangene.

Ein voller Thaler galt damals drei Franken, ein Louisd'or etwa vierundzwanzig (bald mehr bald weniger nach der Abnutzung), so daß acht Thaler oder Kronen auf einen Louisd'or kamen. Die Summe von tausend Kronen belief sich somit auf ungefähr hundertfünfundzwanzig Louisd'or, allerdings eine hübsche Belohnung für einen Schuft dafür, daß er einmal in einer guten Sache sich treu, d. h. ein Schuft geblieben. Und dennoch schielte der Gouverneur, nachdem er den Raub bereits zwischen den Fingern hielt, mit gierigen Blicken nach einem grünseidenen Beutelchen in Blénaus linker Hand, dessen Inhalt er auf dieselbe Summe oder noch etwas höher anschlug.

Diesen aber hielt der Graf fest, und nachdem er die nöthige Anweisung zu Absendung seiner Bagage gegeben, stieg er in den Hof hinab, seinen treuen Freund Philipp mit den Augen suchend. Dieser hatte denn

auch seine Befreiung aus dem unterirdischen Loch und die Entlassung des Grafen zu gleicher Zeit vernommen, und erwartete die Abreise des Letztern mit Freude und Stolz im Hofe. Aber ein gewisses schüchternes Zartgefühl veranlaßte den ehrlichen Landmann sich unter den Haufen der andern Gefangenen zurückzuziehen, als er den Gouverneur mit manch knechtischem Bückling seinen bisherigen Gefangenen ans Thor der Bastille begleiten sah. Der Zug bewegte sich durch die Reihen unglücklicher Neugieriger, die mit neidischen Blicken dem bisherigen Mitgefangenen einen Durchgang öffneten. Allein Blénau vergaß darüber den Holzhauer nicht. Da er ihn unter der Menge nicht sah, fragte er den gefälligen Gouverneur nach ihm, und dieser begann nun mit einer Stimme, von der die alten Gewölbe wiederhallten, zu rufen: „Philipp, Philipp! Holzhauer Philipp! Philipp Grissolles!"

„Weiß er schon, daß er nach Hause gehen darf?" fragte Blénau, als er ihn herbeikommen sah.

„Ich glaube noch nicht," erwiederte der Gouverneur. „Ich hatte zuerst die Ehre, Euer Gnaden aufzuwarten."

So wurde denn Blénau auch noch das Vergnügen zu Theil, dem nichts ahnenden Holzhauer das Ende des Sturms mit dem Zusatze zu verkünden, daß er nun in Frieden zu seiner Hütte zurückkehren dürfe. Auch benachrichtigte er ihn von der Anstellung, wodurch Chavigny seine Gefangenschaft zu vergüten gedenke — ein so erhabener Posten, daß Philipps kühnste

Träume sich kaum halb zu ihm zu versteigen im Stande gewesen wären. Allein die Freude, in den Schooß seiner Familie, in den ruhigen Schutz des heimathlichen Waldes und zur gewohnten täglichen Beschäftigung zurückkehren zu können, brachten alle andere Gefühle bei ihm zum Schweigen. Ein Thron hätte ihn nicht glücklicher machen können, und die Freudethränen, die seine rauhe Wange herabströmten, brachten auch Blénau's Augen zum Ueberfließen. So adelig und aristokratisch gesinnt unser Held seyn mochte, fühlte er doch, daß es Eine Aristokratie über allen gebe, den Adel der Tugend, und so verschmähte er denn auch einen Händedruck nicht von der breiten Hand des ehrlichen Mannes. „Lebt wohl, Philipp," sagte er, „bis wir uns wieder treffen. Ich werde Euch nie vergessen."

Der Holzhauer fühlte seine Hand beschwert von einem größeren Gewichte als dem Drucke Blénaus, und er betrachtete die schwere seidene Börse, die in ihr zurückgeblieben war, mit zauderndem Blicke. Allein der Graf legte lächelnd den Finger an die Lippe. „Kein Wort," sagte er, „wenn Euch meine Freundschaft lieb." Dann eilte er dem Gouverneur durch die verschiedenen Gänge in den äußern Hof nach, wo Chavigny's Pferd zu seinem Dienste bereit stand. Mit der Leichtigkeit neu erworbener Freiheit sprang er in den Sattel. Das schwere Thor ging auf, die Zugbrücke fiel und der befreite Gefangene sprengte über die knarrenden Bretter und schlug mit erleichtertem Herzen die Straße nach St. Germain ein.

Seine Reise war bald vorüber, und als er sich dem gewohnten Aufenthalt näherte, schienen ihm die wohlbekannten Gegenstände in die Runde von hellerem, glänzendern Sonnenlichte als je beleuchtet.

In seinem Hotel erschallte lauter Jubel über seine Ankunft, seine Diener umringten ihn mit Zeichen des herzlichsten Willkomms, und er konnte ihnen kaum begreiflich machen, daß seines Bleibens nicht länger in St. Germain sey. Doch verstanden sie ihn endlich, als er ihnen ernstlich befahl, sich unverzüglich zu einer langen Reise zu rüsten, und bereit, ihm überall hin zu folgen, hatten sie ihre Anstalten bald getroffen, und der Haushofmeister kam zu melden, daß alles zur Abreise fertig sey.

Aber nicht so unser Held. Trotz des königlichen Verbots konnte er von St. Germain nicht scheiden, ohne zuvor den Palast besucht zu haben. Er schickte daher sein Gefolge an den Eingang des Waldes voraus, und begab sich über die Terrasse durch die kleine Thüre des westlichen Pavillons ins Schloß.

Vielleicht hoffte er noch immer, Paulinen hier zu finden; allein kein königlicher Diener war sichtbar und so wandelte er von Zimmer zu Zimmer mit immer steigender Erwartung, den Gegenstand seiner Wünsche zu treffen. Aber diese schlug natürlich fehl, und es blieb ihm nichts übrig, als im Erdgeschoß den Portier aufzusuchen, der, ohne weitere Nachrichten, ihm verkündigte, daß der Hof noch immer in Chantilly sich befinde.

Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber es läßt sich einmal nicht läugnen, daß das Herz durch lange Gemeinschaft selbst mit unbelebten Gegenständen Freundschaft schließt, besonders wenn sie schweigende Zeugen seiner Hoffnungen, seiner Glückseligkeit waren. Bilden sie doch ein Glied zwischen uns und vergangener Freude, eine Art Markstein für das Gedächtniß, uns in süße Erinnerungen zurückzuversetzen. Daher wird uns der Abschied von ihnen, wie jede andere Art von Scheiden, sehr peinlich. Auch pflegen wir in solchen Augenblicken alles, was uns bis zu einstigem Wiedersehen begegnen mag, voraus in Anschlag zu bringen, und die Kenntniß der zahllosen Arten menschlichen Elends, unter denen das Schicksal auch für uns Auswahl halten mag, gibt solchen Berechnungen eine düstere Farbe. So überschlich denn auch unsern Helden, als er auf die Thürme von St. Germain zurücksah, das Gefühl der Trennung von Paulinen auf lange, unbestimmte Zeit, und sein Herz ward traurig, trotz all der heitern Träume, die seine Befreiung zuerst in ihm erregt hatte.

Wer, und wäre die Zukunft in den glänzendsten Farben der Hoffnung für ihn gekleidet, und verbänden sich Jugend, Gesundheit, glühende Einbildungskraft ihm alle Zusagen des Lebens zu garantiren, wer fühlt nicht dennoch den schmerzlichen Eindruck, von einem geliebten Gegenstande scheiden zu müssen? Wessen innerer Sommer wäre so unverwüstlich, daß in solchen Augenblicken nicht finstere Gedanken den wärmsten Sonnenschein seines Herzens zu bewölken, einen düstern,

ungewissen Schatten über die glühendsten Scenen der Phantasie zu ziehen vermöchten? Wenigstens gehörte Blénau nicht zu diesen Glücklichen. Seine Phantasie schuf tausend schlimme Ahnungen, als er mit manch zögerndem Blick sich vom Palast entfernte, und selbst nachdem er sein Gefolge eingeholt, war er noch immer in düsteres Nachdenken versunken. Indessen erkannte er, daß all dieß vergeblich sey, und so schwang er sich denn in den Sattel und wendete das Gesicht entschieden dem nächsten Wege zu.

Sie zogen nun längs des Waldes hin bis nach Versailles, das sie bald erreicht hatten. Von da ging die Reise mit wenig Unterbrechungen nach Etampes, wo das Nachtlager gehalten wurde, und am nächsten Morgen nach Orleans. Indem sie auf diese Weise dem Laufe der Loire eiligen Schritts folgten, gelangten sie nach Nevers, wo sie den Fluß passirten, und bald darauf betraten sie den Boden von Bourbonnois.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

James, G. P. R., / Notter, Friedrich, / Pfizer, Gustav,

G. P. R. James' Romane

Bd.: 25

Stuttgart 1840

P.o.angl. 590 r-22/27
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10753192-1